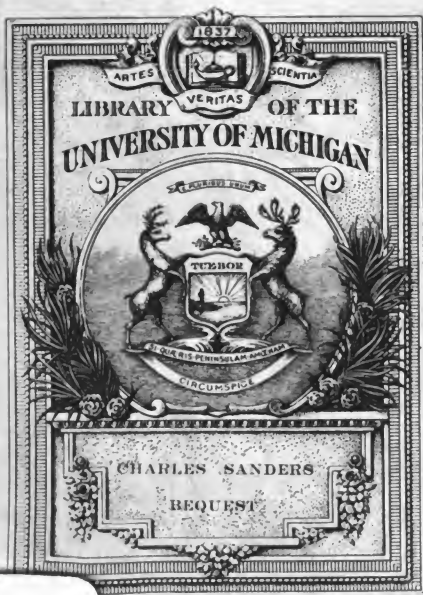


A 604324 DUPL

Charles Sanders Collection
Detroit, Mich.,
1884-1900.



838
P52arc

277



217.

*(Pfannen Schmidt, Frau Julie
Kuraw)*
Ein Arzt in einer kleinen Stadt.

Roman

von

Julie Kuraw.

(Frau Pfannenschmidt.)

Zweiter Band.

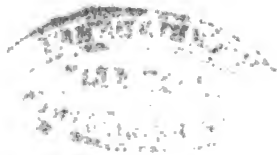
Zweite unveränderte Auflage.



Leipzig,

Heinrich Hübner's Commissions-Verlag.

1855.



Charles Sanders Request
7-16-28

Vierzehntes Kapitel.

Ein Zeuge.

Am andern Morgen ordnete Franke eiliger als sonst seinen Anzug. Er hatte einen Ausgang zu machen und wollte ihn nicht bis zum Erwachen seiner Mutter verschieben, die nach Art großstädtischer Damen den Mittag zum Morgen zu machen pflegte. Mancherlei Interessen und Gefühle bewegten sein Herz. Das Leben der kleinen Stadt hatte ihn bekannt gemacht mit Verhältnissen und Individualitäten, an denen er im Geräusche der Oberflächlichkeit einer Residenz wohl ewig unwissend vorüber gegangen wäre.

Vor seiner Hausthür rieselte der Brunnen und der Morgenwind säufelte in den Zweigen des Nußbaumes und der alten Linde.

Bei Marien standen die Fenster weit offen und Anna's blaßes hübsches Kindergesicht zeigte sich hinter einem derselben. Sie winkte und nickte dem Doctor ernsthaft und freundlich zu, kam endlich vor die Thür gesprungen und sagte, Franke's Hand ergreifend: „Ich muß was mit Ihnen reden, was recht Ernsthaftes, lieber Herr Doctor, soll ich zu Ihnen kommen, oder wollen Sie mich Mittags im Garten treffen?“

„Wie alt sind Sie, Anna?“ fragte Franke lächelnd, denn das Mädchen kam ihm heute ungewöhnlich erwachsen, fast jungfräulich vor, und es hatte für ihn etwas Komisches, auf so naive Weise zu einem Rendezvous aufgefordert zu werden.

„Vierzehn im October,“ entgegnete sie mit einer gewissen Feierlichkeit. „Ich bin gewiß und wahrhaftig kein Kind mehr, und ich hoffe mich als eine gute Tochter gezeigt zu haben und der Liebe und des Vertrauens wohl werth zu sein.“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete er und sah ihr nachdenkend in die hellen Augen. Es war Mariens Blick, der ihm aus diesen Sternen entgegenstrahlte,

und zum Erstenmale durchzuckte ihn der Gedanke, daß Mariens Töchter in wenigen Jahren, ja möglicher Weise in wenigen Monaten die Knospenhülle abstreifen und zu lieblichen Jungfrauen erblühen mußten. Er zog achtungsvoll den Hut vor dem jungen Geschöpfchen, verbeugte sich und sagte: „Ich komme noch vor Tische, so etwa Viertel auf Zwölf zu Ihnen, Fräulein Anna, und werde durch die Gartenthür gehen. Ich weiß, das ist Ihre Freistunde und werde mich bemühen, Ihre Wünsche zu erfüllen.“

Das Mädchen erröthete plötzlich wie eine aufblühende Rose und war einen Moment lang so strahlend schön, als ihre Mutter. Dann aber erbleichte sie wieder und Franke sah deutlich, daß sie Thränen in den Augen hatte.

Er ging weiter. Am Posthause saß Lätitia, schon angekleidet, mit einer Nähterei vor der Hausthür auf einer grünen Bank und neben ihr saß Walter, der ihr vorlas.

Es war in Kurzem eine Hochzeit im Städtchen, die Hochzeit des Fräulein Mainhard, die sich mit einem Referendar verlobt hatte, der jetzt als Assessor in einer Hermsstädt ähnlichen Residenz angestellt war, wohin seine junge Gattin ihm folgen sollte. —

Lätitia arbeitete so früh schon an einem Polterabends-Geschenk. — Beim Registrator Semmler klopfte Fräulein Sabine eigenhändig in der geöffneten Hopsforte ihren rothseidenen Leibpelz, während sämmtliche Hühner und Enten um sie her gluckzten und fakelten oder schnatterten, und rief dem Vorüber-eilenden freundschaftlich zu: „Ich will ihn nur ein Bißchen an die Luft bringen, wegen der Motten!“ Sie meinte damit den Warderbesatz jenes Prachtkleidungsstücks. Aus den Fabrikgebäuden strömte dem Doctor die Sechsuhr-Ablösung entgegen und die armen Leute grüßten ihn und Einer und der Andere trat an ihn heran, dem Arzt, der ihnen schon in irgend einem trüben Augenblick hülfreich gewesen, dankbar die Hand zu drücken.

Er machte einen weiten Spaziergang und sah von der nächsten bewaldeten Höhe Stadt und Flußthal im Morgensonnenschein. Kerzengerade Rauchsäulen stiegen in die blaue Luft und hin und wieder bligten die Fenster bekannter Häuser im Sonnenstrahl. — „Wie Freundesaugen, die mich grüßen,“ dachte Franke, und ertappte sich plötzlich über einer Regung herzlichen, freudigen Heimathsgefühls, wie es ihm die Residenz, in der er geboren, nie eingestößt hatte.

„Nun, Gott helfe mir,“ sagte er zu sich selbst, „das Nestchen da unten fängt an, meine Welt zu werden. Gut für mich,“ setzte er hinzu, „denn es soll ja auch meine Welt sein.“

Die Kirchenguhr schlug Sieben und der helle Ton drang durch die reine Luft zu ihm hinüber. Er konnte von seinem Standpunkte aus Kirchhof und Schulgebäude übersehen, und mit einem eigenthümlich gemischten Gefühl beobachtete er die Schulknaben, die bis dahin sich lustig auf den Gräbern getummelt hatten und nun Kopf an Kopf gedrängt in die Pforte des Schulhauses eilten. Wie anders war seine Knabenzeit gewesen, als die dieser Schüler, auf welche Matthiesson's Worte paßten:

Die Schule dumpf und düster,
Umraukt von Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien.

Hier war der Leitfaden des Unterrichts schlecht und recht der Katechismus, und Bibel und Bibel folgten einander als Leseübungsbücher.

Ihm hatte in den Religionsstunden der vortragende Lehrer auseinandergesetzt, daß der Glaube an einen persönlichen Gott veraltet und ungereimt sei.

Er hatte die Welt durchzogen, er hatte alle

Genüsse des Erdenbafens gekostet, aber weder in Rom, noch in Paris, weder in den Thälern der Alpen, noch auf den grünen Nebenhügeln Ungarn's hatte er gefunden, was dies kleine Städtchen ihm gegeben — echte, edle, achtungsvolle Liebe, — das ruhige Gefühl nützlicher Berufsthätigkeit. Wie der Blick in das heitere, belebte Flußthal, so war ihm jetzt der Blick in sein Inneres — er zeigte ihm das Glück der Beschränkung.

Hohl und leer erschienen ihm die Vergnügungen und Zerstreuungen der großen Stadt, und das Geschwäg über Trüffelpasteten, über Kleiderstoffe, über den neuesten Roman oder das durchgefallene Theaterstück eines modischen Schriftstellers kam ihm eben so fade vor, als das Geschwäg seiner jetzigen Bekannten.

Ueber ihm stand in aller goldigen Pracht die liebe Sonne am Himmel und die Sichel des abnehmenden Mondes senkte sich bleich und fein, ein zarter Elfenkahn, gegen den westlichen Horizont. „Das Licht der Wissenschaft findet wie das der Sonne seinen Weg auch in den beschränktesten Raum und ich fühle und sehe mein Ich eben so wohl auf diesem Hügel als auf der Spitze des höchsten Gletschers als den Mittelpunkt der mich umgebenden Welt,“ dachte

Franken mit einem Gefühl innerlichen Wohlseins. — Jakobinens trübes Dasein tauchte vor seiner Erinnerung auf. — Wie glückesarm, wie lichtlos war dies Menschenleben — und doch — ein grünes Blatt, ein keimendes Reis hatte hingereicht, Freude in das Herz zu bringen und die Hoffnung stand, ein freundlicher Genius, vorwärts winkend, auch an diesem Lebenswege.

„Wenn Du kein Traum meiner Phantasie bist, großer Geist, der das All' der Welt erdacht, wenn Du etwas Anderes, Höheres, Gütigeres bist, als die eiserne Nothwendigkeit, o so neige Dich erbarmend herab zu dieser leidenden erkrankten Menschenseele. Sende einen Funken Deines ewigen Lichtes auch in dies Chaos und laß — denn die Allmacht kann auch dies — eine Welt von Glück hervorgehen aus der Tiefe jahrelangen Glends,“ dachte Franke, den Blick emporgehoben zu den leichten, ziehenden Wölkchen.

Er strich sich über die Stirn — ihn war seltsam zu Muth, ein Lächeln streifte seine Lippe, eine Thräne seine Wimper, indem er sich bewußt ward, daß er gebetet, gebetet mit wahrer Erhebung des Herzens; „und nun eilig vorwärts,“ sagte er sich selbst, „ich muß zuschreiten, um die Unterförsterei zu

erreichen und nach dem erkrankten Kinde sehen, bevor ich in der Stadt Besuche machen kann."

Er ging rechts vom Wege ab, einen Fußsteig durch den Wald, und nach zehn Minuten stand er an der niedern Thür mit dem Hirschgeweihe, wohin ihn ein spät Abends angekommener Brief für die Morgenstunde bestellt hatte.

Ein alter Mann hieß ihn willkommen und führte ihn in ein Zimmer, wo ein niedliches kleines Mädchen im Ausbruch eines bössartigen Scharlachfiebers glühend im reinlichen Bettchen lag.

Der Greis war der Großvater der Kleinen und ein altes Mütterchen, die Großmutter, saß weinend neben dem Schmerzenslager. Die Eltern des Kindes wohnten in einer fernem Gegend und hatten den kleinen Liebling den Großeltern zum Troste gelassen. Franke beruhigte durch einen Zuspruch die alten Leute, verordnete das Nöthige und mischte der Kleinen eigenhändig einen Trunk aus Himbeersaft und Wasser.

„Nein, Herr Doctor,“ sagte der Förster, „von unserer Todesangst gestern kann sich kein Mensch einen Begriff machen, wir dachten, das Kind hätte Gift genascht, wie sie so heftiges Erbrechen und Schwindel und die fliegende Hitze bekam.“

„Und woher dachten Sie das?“ fragte Franke,
 „haben Sie denn Gift im Hause, Herr Förster?“

„Ja,“ entgegnete der Alte, „ich habe, oder eigentlich ich hatte; denn es sind nun wohl schon siebzehn oder achtzehn Jahre her, als meine Frau so ein großes Pack Zeug von einem hausirenden Juden kaufte; es sollte für die Ratten sein, die damals ganz rasend bei uns wirthschafteten. Ich litt aber nicht, daß sie es aufstellte, ich verschloß den Nrath und vergaß ihn. — Nun mache ich vor zwei Tagen den alten Schrank da auf und das Kind, das Lieschen, krant in den Schubfächern. Es ist da allerhand Zeug d'rin, was Kindern gefällt, ein Paar altmodische Nadeln und Ringe, ein Paar Schaustöcke, Porzellan-Puppen und was weiß ich. So gehe ich davon und lasse die Schlüssel stecken; wie ich wiederkomme, liegt das Würmchen am Boden und windet sich und jammert. Da war's mir wie ein Blitz und ich denke an das seit Jahren vergessene Rattengift und wie ich mit zitternden Händen das Fach aufziehe, da steht die Schachtel noch darin, aber das Büchchen, worin meine Frau es kaufte, ist verschwunden. — Großer Gott, Herr Doctor, so ist mir nichts, nichts in meinem Leben in die Glieder geschlagen. Ich war wie todt, bis

meine Alte hereinkommt und mich fragt, was mir und dem Kinde fehle. — Ich deutete nur auf die leere Schachtel — sie versteht mich erst nicht, es waren viele Jahre verflossen, seit ich ihr das Teufelszeug abgenommen; wie ich aber endlich reden kann und ihr von Gift anfangen, da sagt sie: Gib Dich zufrieden, Vater, Lieschen kann kein Gift genascht haben, denn das hab' ich gleich verkauft, es ist nicht sechs Tage in unserm Hause gewesen. Die Wamsell Sabine Semmler kaufte es mir ab auch für die Ratten, damals als sie noch beim sel'gen Herrn Mainhard war."

„Wie lange ist es her?“ fragte Franke, seltsam ergriffen von dieser Erzählung.

„Achtzehn Jahre und darüber, Herr Doctor; denn meine Schwiegermutter lebte noch und die ist schon zu Martini achtzehn Jahre todt.“

Franke konnte sich selbst keine Rechenschaft geben, warum er weiter fragte.

„Und wie sah das Büchschchen wohl aus, das das Gift enthielt?“

„Nun,“ entgegnete der Alte, „es war so weißlich wie Apotheker-Büchsen sind, und ein Todtenkopf war darauf gemalt und „Gift“ darunter geschrieben, und es hatte einen kleinen Bruch oben im Rande;

denn als ich's meiner Frau fortnahm, fiel es zu Boden und es brach ein Stückchen aus."

Franke ging gedankenvoll nach der Stadt zurück. Unaufhörlich mußte er daran denken, dieses Giftbüchsen mit dem Morde in seinem Hause in Verbindung zu bringen. Hundert seltsame kleine Romane spannen sich aus in seinen Gedanken und wunderliche Figuren wirrten darin herum.

Fast instinctmäßig ging er zu Semmler und trat ohne anzuklopfen in Fräulein Semmler's Privatzimmer.

Sie saß an einem kleinen Tisch und sortirte Eier, die sie dann in warmes Wasser legte und mit geschmolzenem Wachs überzog, sie zum Winter aufzubewahren, um sie dann theurer zu verkaufen.

„Fräulein,“ sagte er nach den ersten Begrüßungen, „Sie könnten mir einen Dienst erweisen, wenn Sie mir etwas starkes Nattengift irgendwo auftrieben, ich wollte es theuer bezahlen.“

„Ja, da kann ich dienen,“ entgegnete sie sehr vergnügt und begann in einem Schränkchen unter alten Scharteken zu kramen, bis sie ein Büchsen fand, das mit einer Schweinsblase verbunden und nach der Beschreibung das frühere Eigenthum des Försters war.

Sie band es auf und Franke sah, daß es nicht ganz zur Hälfte mehr gefüllt war.

„Sie haben schon Gebrauch davon gemacht und wissen, daß es gut ist gegen die Ratten?“ fragte er.

„Nein, ich nicht, Herr Doctor, ich kaufte das Zeug vor guten achtzehn Jahren von der Unterförsterin in Birkenau; ich brauchte es gar nicht, sondern Eine, die damals in aller Herrlichkeit lebte und nicht dachte, einst einen Bissen Brod von der armen, verachteten Mamsell Semmler erbetteln zu müssen. Sie kennen sie auch, Herr Doctor, die Ellen Grey, die jetzt an der Landstraße bettelt, damals aber hieß sie Ellen Hargreve und war die schöne, hochmüthige Nichte unseres Herrn Commercierrathes Werl. Sie sollte zu jener Zeit den alten, reichen Herrn Mainhard heirathen, der hatte ein Testament gemacht, in dem er sie zu seiner Erbin einsetzte, aber er verbrannte es, als ich ihm erzählte, wie sie darauf ausging, den Jakob Grey, auf den alle Mädchen ganz veressen waren, in ihr Netz zu ziehen. — Ja, er verbrannte es, kein Mensch wußte warum, als ich, und mir ist's heute noch nicht leid, obgleich mein Legat von 2000 fl. auch mit in die Flammen aufging. Er wollte später anders über sein Eigenthum verfügen und mich nicht vergessen, aber der Tod kam

plötzlich, und all' sein grausamer Reichthum kam an den jungen Lieutenant Mainhard, seinen Brudersohn, von dem er bei Lebzeiten nichts hatte wissen wollen. Nun, es kam in gute Hände; der Obrist Mainhard ist ein ganz respectabler Mann und obgleich auch ein Sternengucker wie mein Bruder, doch kein ganz so jämmerlicher Einfaltspinsel wie der."

"Waren Sie bei dem Tode des Herrn Mainhard gegenwärtig, Fräulein Sabine?"

"Ei ja doch, Herr Doctor, und schwer genug hat er gelitten, der arme Schelm, ich denke, er hatte die Cholera, obwohl man es damals nicht mehr haben wollte. Er krümmte und wand sich wie ein Wurm und mußte brechen, und so ging er hin, Hals und Mund waren ihm roth wie durchgefressen und der Mund stand weit offen nach dem Tode, daß ich ihn gar nicht zukriegen konnte, und die Augen waren auch aus den Höhlen getreten. Es war jämmerlich und schrecklich anzusehen."

"Und ist Ihnen oder Andern nie der Gedanke an einen gewaltsamen Tod bei diesem Eintritt in den Sinn gekommen?"

"Gott bewahre uns!" sagte Sabine erschrocken zusammenfahrend; „kein Mensch hat an so was gedacht, und es war auch keine Seele neben dem Ster-

benden als ich, und er hat nichts genossen als was ich zubereitet. Der Himmel verzeihe Ihnen die Sünde, Herr Doctor, aber Sie könnten mich noch ins Gefängniß bringen mit Ihrem Gerede. Weil einmal hier in diesem Orte Einer vergiftet wurde, ist's doch noch nicht nöthig, daß Jeder, der zu seinen Vätern versammelt wird, Arsenik im Leibe haben muß."

„Verzeihen Sie, Fräulein,“ entgegnete Franke, „nicht von Ferne habe ich die Idee gehabt, Sie zu beleidigen. Aber schwere Thaten sind, wie an jedem Orte auf Erden, auch hier geschehen, und das verborgene Böse kommt früher oder später doch an den Tag. Ich halte Sie, werthes Fräulein, für eine kluge, tüchtige und das Leben mit fester Hand anfassende Dame; sagen Sie mir, halten Sie Jakobine Morris des Verbrechens fähig, dessen man sie anklagt?“

Sabine wiegte nachdenkend das spizige Gesicht hin und her. „Das ist eine verwunderliche Frage, Herr Doctor,“ entgegnete sie dann. „Jakobine war ein ganz schönes Mädchen zu ihrer Zeit, anders als unser Einer, immer fein und apart. Dazu war sie wie ihre Mutter hitzig und wild und hat dem alten Herrn Wallfeld manchen Aerger gemacht, aber eigentlich that sie doch keinem Menschen was zu Leide. Sie weinte und schwärmte, malte und spielte die

Harfe, und sah in dem Engländer, der später die Ellen heirathete, einen Herrgott. Ich könnte mir viel eher denken, daß die Art sich selbst, als einem Andern hätte was Leides anthun können, und wenn sie Gift in die Suppe geschüttet, so hat sie wahrhaftig die Absicht gehabt, sie allein auszueffen.“

Franko athmete tief auf. Ihm war zu Muth, als ob für ihn selbst ein Zeuge aufgetreten sei; er ergriff seinen Hut und wollte gehen — so leicht aber kam er hier nicht davon.

„Sie wollten das Zeug kaufen, Herr Doctor,“ sagte Sabine ihn am Armel festhaltend und das Büchschon, das sie wieder sorgfältig verbunden, in seine Hand drückend, „sechs Groschen ist der Preis für den Rest und da haben Sie das schöne Büchschon noch umsonst.“

Franko bezahlte und steckte den unheimlichen Einkauf in seine Rocktasche.

Dann aber eilte er davon, denn es war die höchste Zeit zu seinem „Stellbischein“ mit Anna Baum; sie wartete seiner bereits im Garten und kam ihm langsam entgegen.

„Nun, Aennchen, und was soll ich für Sie thun?“ sagte er lächelnd, als das liebe Kind mit ernstem Ausdruck vor ihm stand.

Sie sah ihm mit einer feierlichen Miene in die Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Ich möchte Sie um Ihren Rath bitten und um Ihre Vermittlung, Herr Doctor. Sie sind der Freund meiner Eltern. Meine Mutter spricht von Niemanden mit größerer Achtung und Theilnahme als von Ihnen. Noch vorgestern sagte sie: Doctor Franke ist in jeder Beziehung ein Ehrenmann und versteht es, sich zum Herrn des Geschickes zu machen.“

Franke fühlte, daß seine Schläfe erröthete und er schwur in seinem Innern, sich dieses Ausspruchs würdig zu machen.

„Sehen Sie, theuerer Herr Doctor,“ fuhr Anna fort, „ich bin recht sehr unglücklich. Ich bin ja schon lange kein Kind mehr und weiß Alles, was um mich vorgeht. — Die Mutter denkt, sie werde uns Kindern des Vaters Zustand verheimlichen und nimmt so viel Glend auf sich allein, daß sie es gar nicht ertragen kann; aber wir hören in der Nacht den Vater toben, wir sehen ihn taumeln. Herr Doctor, ich weiß, daß mein Vater ein sehr unglücklicher Mensch ist, der sich eine schlimme Leidenschaft hat über den Kopf wachsen lassen, weil er die Kraft, der Versuchung zu widerstehen, nicht gleich Anfangs geübt hat. — Ich weiß, Herr Doctor, daß mein Vater mich sehr

liebt, daß ich ihn wohl würde beruhigen können, wenn ich zu ihm dürste in seinen schlimmen Stunden. Die Mutter muß unterliegen, die Anstrengungen sind nach ihrer schweren Krankheit ihr zu groß. Sagen Sie ihr, Herr Doctor, daß ich ihr beistehen will, daß ich meinen Vater nicht weniger achten und ehren werde wenn ich ihn in seinem Jammer sehe, als wenn ich das Alles bloß von Weitem höre. Ich will ruhig und muthig sein wie die Mutter und schon ihrethalben es nie an kindlicher Ehrfurcht gegen den Vater fehlen lassen. Wollen Sie das der Mutter einmal sagen, Herr Doctor?"

„Und warum, theure Anna, wollen Sie das nicht selbst?“ fragte Franke erstaunt und ergriffen durch des Kindes Worte.

„Weil die Mutter es zu einer solchen Erklärung zwischen ihr und mir nie kommen läßt. Gott hat uns diesen Vater gegeben, und wenn er gut genug ist, der Gatte meiner Mutter zu sein, so darf es uns Kindern nicht zu schlecht scheinen, ihn als Vater zu ehren, auch liebt uns der Vater so herzlich und ist in seinen guten Tagen so freundlich und liebevoll gegen uns; wenn wir das Gute hinnehmen, so müssen wir uns auch in das Traurige fügen können.“

Sie hatte so lebhaft und eifrig gesprochen, daß

abermals glühendes Roth ihre Wange färbte, große Thränen standen in den hellen unschuldigen Augen des jungen Mädchens und Franke nahm die kleine Kinderhand von Mariens Tochter und zog sie mit dem Gefühl innigster Theilnahme an seine Lippen.

„Versprechen Sie mir, mit meiner Mutter zu reden und ihr den Gedanken zu benehmen, ich könnte meinen armen Vater weniger achten, wenn ich ihn in seinem Leiden pflegen darf?“ bat sie, die Wange des erkohrnen Vertrauten mit ganz kindlichem Ausdruck leise streichelnd.

„Ja, liebe Anna,“ entgegnete Franke. In seinen Augen war aber die Tochter Mariens plötzlich kein Kind mehr, sondern ein holdes, engelhaftes Wesen, nicht Kind, noch Jungfrau, ein Wesen, das ihm eben so sehr der Verehrung als des liebevollsten, sorgsamsten Schutzes würdig schien. Eine Viertelstunde lang hatte er Alles um sich her vergessen in der Erinnerung an das Gespräch mit Anna. Sehr unsanft aber wurde er in die Gegenwart zurückgeführt beim Eintritte in sein Wohnzimmer, wo seine Mutter, zwischen zwei scheuernden Weibern stehend, aus allen Kräften schalt, ermahnte und anfeuerte.

Eine Wasserflut strömte auf den Dielen, Stühle und Tische standen, die Beine verzweifelt gen Himmel

gekehrt, auf-, neben- und übereinander. Franke fuhr ganz erschrocken zurück, die Mutter aber rief ihn herein und erklärte ihm, welche Verdienste sie sich um seine Häuslichkeit erwürbe, indem sie hier endlich einmal ein wenig rein machen ließe.

„Ich habe es hier nie unrein gefunden, beste Mama,“ entgegnete resignirt der Sohn, der sich jetzt mit einem gelinden Angstschauer der großen Vorliebe seiner Mutter für nasse Fußböden und Seifengeruch erinnerte.

„Nicht unrein!“ rief Madame Franke mit empörter Miene. „Ganze Wolken Staub haben wir aus diesen alten Möbeln geklopft und hinter den beiden Bildern hervor fiel sogar ein ganzer Regen alter vergelbter Papierblätter, die da wohl seit hundert Jahren in Ruhe gesteckt haben mochten. Ich sah sie mir an, sie sind in einer Sprache voll geschrieben, die kein Mensch versteht, und ich habe sie in's Feuer werfen lassen.“

Franke erbleichte und zitterte heftig. In dem Zimmer, das jetzt von der unnachlässigen Reinlichkeit seiner Mutter heimgesucht wurde, hatte nach dem Brande in Hermstadt Jakob Grey mit seiner Gattin Ellen gewohnt, und es war wenigstens nicht unmöglich, daß diese Schriften von ihm stammten und etwas

enthielten, das zur Rechtfertigung Jakobinens von Wichtigkeit werden konnte.

„Um Gotteswillen, theure Mutter,“ sagte er sehr aufgeregt, „wie konntest Du so eigenmächtig über fremdes Eigenthum verfügen.“

„Bin ich hier im Zimmer meines Sohnes oder bei einem Fremden?“ rief die Matrone aufgeregt.

„Aber diese Möbel, diese Bilder, dieses Haus gehören nicht Deinem Sohne, Mama!“

„Beruhigen Sie sich, bester Herr Doctor,“ sagte die eine der Scheuerfrauen, deren Kind Doctor Franke vor einigen Wochen behandelt hatte. „Madame befehlen mir das Papier zu verbrennen, es war aber weich und fein, wenn auch vergilbt, und da dachte ich, es könnte gut zum Einpacken sein, und wollte es, wenn ich nach Hause gehe, zum Krämer tragen, der mir ein Bißchen Salz oder ein Paar Lorbeerblätter dafür gegeben hätte; ich geb' es Ihnen aber gleich, es fehlt auch kein Blättchen daran, da liegt es in meinem Korbe.“

Franke nahm eilig die gelb gewordenen Papierblätter. Sie waren von einer festen, geläufigen Männerhand in englischer Sprache geschrieben und mit einem halben Blick sah er, daß sie Abschiedsworte an Jakobine enthielten. Eilfertig packte er die Papiere

zusammen und lief die Treppe hinauf nach Jakobinens kleinem Zimmer.

Im Flur begegnete ihm der Senator und vertrat ihm mit ernster Miene den Weg.

„Meine Stieffchwester soll und darf keine Besuche annehmen,“ sagte er mit ernstem und trockenem Tone, „ihre Lage ist von der Art, daß sie am Besten von der Welt gänzlich geschieden bleibt.“

„Senator Wallfeld,“ sagte Franke nicht ohne einige Heftigkeit, „Sie, der natürliche und geborne Vertheidiger Ihrer unglücklichen Schwester, sind ihr erster Ankläger, der schlimmste Belastungszeuge gegen dieselbe gewesen. Wie würde Ihnen zu Muthe sein, wenn die Unschuld Jakobinens sich plötzlich und unwiderleglich an's Licht stellte?“

„Sie sprechen von einer Unmöglichkeit, Herr Doctor, Sie, der Sie die traurigen Verhältnisse der entsetzlichen Verdachtsgründe gegen das unselige Geschöpf, das leider halb und halb meine Schwester ist, gar nicht kennen. — Jakobine Moris weiß selbst am Besten, welche Schonung ich gegen sie beobachte und daß ich mich bemühe, trotz Allem, was geschehen, nie zu vergessen, daß einer Mutter Schooß uns Beide getragen.“

„Diese Papiere fanden sich eben jetzt hinter dem Bilde Ihrer verstorbenen Gattin,“ entgegnete Franke,

„ich wollte sie zu Ihrer Schwester bringen, jetzt bitte ich Sie, Herr Senator, dieselben mit mir durchzusehen.“

Wallfeld's Lippen wurden einen Anblick lang bleich, als seine Augen auf die Papierblätter fielen: „Das ist Jakob Greh's Handschrift und die Schreibereien müssen länger als sechszehn Jahre dort gesteckt haben,“ sagte er; „aber kommen Sie, Herr Doctor, und Gott gebe, daß der leichtsinnige, vagabondirende Bruder Jakobinens etwas in diesen Blättern niedergelegt hätte, was einem Mann von ernstem vorurtheilsfreiem Character ausreichend erscheinen könnte, den schwersten Kummer aus seinem Leben zu nehmen, indem es ihn von dem Bewußtsein befreite, der Bruder einer Gistmischerin zu sein.“

Fünfzehntes Kapitel.

Vor sechszehn Jahren.

„Fest entschlossen aus dem Leben zu scheiden, das mir nur Elend und Verzweiflung bieten kann, sage ich Dir, Jakobine, meine liebe, treue Schwester und Freundin, Lebewohl!

Nicht allein meine Liebe zu Maria ist es, die mich fortreibt aus der Welt; ich weiß, daß jede Leidenschaft zu überwinden ist, aber ich habe ein Grauen vor dem Leben, einen Ekel vor Allem, was mich umgibt, weil ich ein entsetzliches, scheußliches Geheimniß in meiner Brust herumtrage, ein Geheimniß, dunkel und grauenvoll genug, um den Tag auszulöschen und den schwarzen Mantel der ewigen Nacht von Neuem über den Erdball auszubreiten. —

Ist sterbe, Jakobine! ich sterbe durch Gift, denke es sei ein Märtyrerkthum, es sei ein Veröhnungstod, den ich mir selbst erwählt, und frage und forsche nie nach dem Grunde meiner Verzweiflung. Noch einmal, Jakobine, es ist nicht Liebe, die mich in den Tod jagt. Wehe dem Feigling, der einer Leidenschaft willen — und wäre sie stark wie die Anziehungskraft der Planeten — das Leben verlasse. Forsche nicht, frage nicht, beweine mich und bleibe die Schwester des theuern Mädchens, das ich grenzenlos anbetend mit aller Liebe meines heißen Herzens liebe.

O Maria, edles, reines, hochherziges Weib, Du strahlender Edelstein mitten in den Schlacken dieses erbärmlichen Erdenaseins! — Sie möge es wo möglich nie erfahren, daß ich freiwillig aus dem Leben scheide. Ihre reine Seele bleibe unberührt vom Bösen und behalte den Glanz vollständiger, unbewußter Unschuld.

Ich theile den Rest des Vermögens, das ein Zufall mir zuwarf und das der Grund entsetzlicher Ereigniffe wurde, unter Euch Drei, die Ihr alle Drei Anrechte an meine Kraft und mein Herz habt. Du, Jakobine, als meine Schwester und die Gefährtin meiner Kindheit und Jugend; Maria, als die Geliebte meiner Seele; Ellen, die Unselige, als das Weib, an

das das Gesetz und meine Schwäche mich knüßten. — Sie hat den kleinen Antheil von dem schmutzigen Mammon, der ihr zufällt, theuer, theuer erworben, möge sie in irgend einen Winkel der Erde fliehen und still und bereuend die einzige Frucht ihrer Thaten genießen. Sei gesegnet, Jakobine, und werde glücklich, wenn ich nicht mehr bin. Dein Bruder Jakob Grey.“

Diese Worte standen auf dem ersten der vergelteten Blätter, die Doctor Franke und der Senator Ballfeld mit einander lasen, aber sie klangen in der englischen Sprache wilder noch und verzweifelter, und waren ohne Datum. Ein zweites Blatt trug den Datum:

„Den 22. Mai — 183* —

Jakobine — ich gehe fort, um zu leben, um das Gefühl tiefen Elends durch die weite öde Welt zu tragen. Höre mich, meine Schwester, und gib mir bald, bald Nachricht von Allem, was um Dich vorgeht.

Ich muß weit ausholen und Dir viel und Schmerzliches mittheilen, während Dir doch das Schlimmste verschwiegen bleibt.

Du kennst meinen Charakter, theuerste Jakobine, wie Keiner sonst ihn kennt, und wirst Vergebung für

mich haben, ja, Du hast sie schon gehabt, denn warst Du nicht meine Freundin und Trösterin in all' dem Leiden, das meine Schuld und Thorheit mir auferlegt hat?

Ich bin ein Mann, Jakobine, und leichtsinnig und wechselhaft in meinen Gefühlen. Ich bin ein Maler, die Schönheit zieht mich an, wo ich sie finde, und nur zu leicht habe ich mich in die Falle begeben, die das Laster mir legte.

Ich heirathete Ellen, weil ich glaubte, ein Unrecht an ihr gut machen zu müssen, zu dem mich Gelegenheit, Leichtsinn und heißes Blut gebracht. Nie ist eine unglücklichere Ehe unter unglücklicheren Verhältnissen geschlossen worden!

Jakobine! Ellen liebte mich, wie die Geister der Hölle lieben, und nur zu bald fühlte sie, daß meine Liebe, wenn sie je existirt hatte, eine sehr flüchtige gewesen sei.

Als ich einige Monate die Last dieser Ehe getragen, machte ich eine Entdeckung so furchtbar gräßlich, daß meine Seele unter der Last derselben erzitterte.

Ich liebte Maria, aber diese Liebe ist nur ein Lichtstrahl in der nächtlichen Finsterniß meines Daseins.

Ellen war zu einer Scheidung nicht zu bewegen — natürlich; hatte sie doch ihre Seele eingesetzt, um dieß entsetzensvolle Bündniß zu schließen. Ich habe Tage und Nächte zugebracht in Verzweiflung und düsterem Brüten! Kennst Du den starren Spruch der Bibel, Jakobine: Auge um Auge, Zahn um Zahn? —

Ich wollte mich durch Gift tödten, diesen Spruch zu erfüllen. — Ich hatte es selbst bereitet, ich schrieb einen Brief an mein unwürdiges Weib, in dem ich ihr meinen Entschluß und dessen Gründe mittheilte und ging dann zu Dir. Aus Deiner Hand, meine theure Freundin, meine Schwester, wollte ich den Trank empfangen, der mir sanft und schmerzlos die dunkle Pforte des Grabes geöffnet hätte.

Ich suchte Dich, Jakobine, und fand Dich bei einer häuslichen Arbeit. Ich bat Dich, mir Zucker zu dem Glase Wasser zu holen, aus dem ich nun in Deiner lieben Gegenwart den Tod trinken wollte.

Kaum hattest Du die Küche verlassen, als Ellen eintrat; sie hatte meinen, an sie gerichteten Brief früher gefunden, als ich es beabsichtigt, da sie durch einen Zufall, früher als sonst, von einem weiten Spaziergang heimgekehrt war. Ich hielt das Glas

in der Hand, in welches ich die klare, geruchlose, aber unfehlbar tödtende Flüssigkeit eben gegossen, um sie, mit Wasser verdünnt und mit Zucker versüßt, zu trinken. Mit wilder Geberde riß sie mir das Glas aus der Hand und schüttete den gefährlichen Inhalt in die Luft, dann zog sie mich in unser Zimmer, warf sich mir zu Füßen und sagte: Stirb nicht, Jakob, lebe, ich trage Dein Kind unter dem Herzen, ich will in eine Trennung mit Dir willigen, gehe wohin Du magst, nur stirb nicht, und werde nicht der Gatte einer Andern.

So gehe ich denn hinweg, Jakobine. Diese Papiere lege ich an den Ort, wo Du in früheren Zeiten manches Zeichen meiner Liebe zu finden wußtest. Ich gehe nach Italien. Schreibe mir nach Rom unter dem Namen Jacopo. Gib mir Nachricht von Marie, von Dir, von dem unglücklichen, schuldvollen Weibe, das einem Kinde das Leben geben wird, welches mein Blut in seinen Adern trägt. O meine Schwester, wußtest Du, könntest Du ahnen, welches Entsetzen für mich in diesem Gedanken liegt.“

Der Senator faltete mit zitternden Händen die gelben Blätter zusammen. Seine Stirn war bleich und seine Lippen bebten heftig. Nach einigen Au-

genblicken, in denen er sich gesammelt, sagte er milde:

„Herr Doctor, dieser Brief und der Umstand, daß Jakobine die Anwesenheit Jakob's an jenem schrecklichen Abende in der Küche hartnäckig läugnete, läßt mich glauben, wenigstens hoffen, daß der Tod meines verehrten Vaters und meiner theueren rechtlichen Gattin mehr das Werk ihrer gedankenlosen Unvorsichtigkeit, als der Bosheit ist. Es ist eine Möglichkeit vorhanden, daß das Gift, welches Ellen Grey in die Luft verschüttet, in die kleine Terrine gefallen, welche Jakobine später mit der Speise füllte, die den Meinen den Tod gab. — Sie ist dann allerdings schuldlos an dem Verbrechen, das ihr zur Last gelegt wird und hat ihre Unvorsichtigkeit mit einem Leben der Schmach und des Elends gebüßt. — Vieles in diesen Schreibern ist und bleibt mir allerdings dunkel, doch hoffe ich, Gott wird jetzt Licht in diese schreckliche und verworrene Angelegenheit senden. Noch verschweigen Sie meiner unglücklichen Schwester diesen Fund; wir wollen und müssen Ellen Grey, müssen Jakob Grey auffuchen. Jakobine Moris soll keinen treueren Berather, keinen liebevolleren Bruder haben als mich, wenn ich in ihr nicht mehr die Mörderin meines Vaters sehen darf.“

Der bejahrte strenge Mann wischte sich die feuchtgewordenen Augen und setzte nach einigem Schweigen hinzu: „Hätten Sie meinen Vater gekannt, Herr Doctor, diesen Inbegriff der Rechtschaffenheit, der Seelengüte, der natürlichen Großmuth: Sie würden meinen Schmerz begreiflich, meinen Zorn natürlich und gerecht finden. Glauben Sie mir, auch mein Leben war ein sehr unglückliches und meine einzige Erheiterung und Zerstreuung war die Wissenschaft. — Als Kind hatte ich keine Mutterliebe, keinen Muttersegen gekannt. Ich war ein kleines Bürschchen noch, aber ich wußte sehr gut, daß ich meiner Mutter im Wege war, wenn Herr Moris zu uns kam. — Ich sah und theilte den Schmerz meines Vaters, als die pflichtvergessene Gattin mit dem falschen Freunde ihn verlassen, sah später seinen Kummer, seine Selbstverläugnung, als seine Frau elend und verlassen mit einem Kinde, das nicht das seine war, an diesen Ort zurückkehrte. — Ich bewunderte, ja ich vergötterte den großmüthigen Mann, der der gedemüthigten Sünderin verzieh und das Kind seiner Schande zu seinem eigenen zu machen bemüht war. — Herr Doctor, unter diesem Dache sind Thränen geflossen, so bitter sie menschliche Augen nur weinen können; sind Herzenskämpfe

gekämpft, wie keine Feder sie zu beschreiben vermag. Jakobine mag wohl gelitten haben, Menschen von fabelhafter Phantasie sind immer geneigt, sich ihre eignen Gefühle als die einzigen tiefen und warmen vorzustellen; aber mein Vater und ich haben auch gelitten im Zusammenleben mit dem jungen Mädchen, dessen bloße Existenz schon unsern Herzen einen Stich gab. Meine selige Frau hat auch gelitten neben der Schwägerin, die im Dünkel auf ihre Gaben und Talente uns für eine geringere Sorte des Menschengeschlechts, sich selbst noch in ihren Fehlern für erhaben hielt. — Jakobine graute sich vor den Arbeiten des Hauses und Gewerbes. Sie wollte, das Leben sollte aus lauter Gemüthsaufregungen, aus lauter geistigen Genüssen bestehen. Sie kannte und ahnete nicht den tiefen Sinn des Spruchs: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Herr Doctor, so lange wir mit dieser unvollkommenen Erde zusammenhängen, so lange sind wir zur Erfüllung unserer irdischen trivialen Obliegenheiten nicht bloß verpflichtet, sondern gewissermaßen gezwungen. Jakobine haßte meinen Vater, meine Frau, sie haßte mich, die wir ihr Alle nur Gutes thaten, sie zum Rechten anhielten und vor den Abgründen, die an solchen hohen Wegen — wie sie die ihrigen wählte —

naturgemäß liegen, warnten. Sie liebte nur den leichtsinnigen, hübschen und excentrischen Engländer, der ihres Vaters Sohn war, wie sie meiner Mutter Tochter. Sie erfüllte ihre häuslichen Obliegenheiten entweder gar nicht oder nur halb und hielt uns Alle für Barbaren und Vandalen, weil wir der Meinung waren, daß ein Weib, welches in der Familie im Häuslichen unbrauchbar sei, eben auch im Ganzen nichts taue. Meine selige Frau, Herr Doctor, war allerdings eine ganz schlichte Person, sie konnte nicht wie Jakobine, Harfe spielen und malen und singen und englische, französische und italienische Bücher lesen. Sie las die Bibel und das Gesangbuch und studirte fleißig Scheibler's Kochbuch, aber im Hause war Alles am Schnürchen, ohne Lärm, ohne großes Wesen besorgte sie jedes zur rechten Zeit und würde gern Jakobinen alle häuslichen Geschäfte abgenommen haben, wenn nicht mein Vater darauf bestanden hätte, daß seine Pflgetochter einen gewissen Kreis kleiner häuslicher Verrichtungen behalten müsse, damit sie lerne, sich als ein nützliches Familienglied zu betrachten. Großes namenloses Elend ist die Folge von Jakobinens Nachlässigkeit gewesen. Leben und Gesundheit, Ehre und Glück einer Familie hängen immer zumeist ab von dem Thun und Lassen ihrer

weiblichen Mitglieder, aber in Jakobinens besondern Falle hat eine kleine Nachlässigkeit furchtbare Folgen gehabt. Lassen sie uns nun, Herr Doctor, Alles thun, um Ellen Grey aufzufinden."

"Ich weiß zufällig den Aufenthalt Jakob's," sagte Franke, als der Senator schwieg, „und habe einem Freunde den Auftrag gegeben, den unglücklichen Maler, der sich in Spalato in einer öffentlichen Irrenanstalt befindet, aufzusuchen und so viel sein Zustand es erlaubt, um die Vorfälle an jenem unseligen 22. Mai zu befragen. Auch Ellen kann nicht fern sein. Noch vor wenigen Tagen war sie hier am Ort, begleitet von ihrem Sohn oder ihren Söhnen, deren frappante Ähnlichkeit mit dem unglücklichen Maler mir auffiel, ehe ich eine Ahnung davon hatte, wie nahe sie ihm stehen. Möglich, daß der Registrator Semmler oder Fräulein Sabine uns beistehen können, die Glende aufzufinden, deren Körperzustand von der Art ist, daß sie einen weiten Transport in keinem Falle mehr ertragen kann. Auch müssen und wollen wir die Polizei requiriren, die Entflohenen zu suchen."

"Das ist meine Sache," sagte Wallfeld, „ich habe vielleicht meiner unglücklichen Schwester großes Unrecht zugefügt und will nun mein Möglichstes thun, ihre Unschuld an's Licht zu ziehen."

Ballfeld wollte die alten Papierblätter selbst aufheben, Franke bestand aber darauf, daß Jakobine sie sehen sollte. „Es ist die erste Freude, die ihr seit sechs- zehn schrecklichen Jahren zu Theil wird, der erste Lichtstrahl in der Nacht ihres Kummer's,“ sagte Franke, und beide Männer gingen nun zusammen in Jakobinens Zimmer.

Sie saß neben ihrem riesigen Myrthenstrauch an ihrem Spinnrade und auf ihrem edlen und sanften Gesicht lag ein Ausdruck tiefen, fast heiligen Friedens.

Die Geschwister betrachteten einander lange, und der Blick des Senators ward von Minute zu Minute milder.

„Jakobine,“ sagte er, als sie die Blätter gelesen, „habe Vertrauen zu dem Sohne Deiner Mutter. Sage mir Alles, was Du weißt und vermuthest. Es scheint mir, als hätte ich Dir, unglückliche Schwester, diese langen Jahre hindurch mit meinem Verdachte schweres Unrecht gethan. Verzeih' Du mir dies, wie ich Dir von heute ab von Herzen den Antheil verzeihe, den Deine Nachlässigkeit an dem Tode meines Vaters, meines wackeren Weibes hat, laß uns gegen einander abrechnen und Gott bitten, daß er Licht sende in uns're Finsterniß.“ Er streckte seine hagere Hand der Schwester entgegen und sie warf sich in Thränen ausbrechend an seine Brust.



„Mein Bruder, mein theurer Bruder,“ sagte sie endlich, nachdem sie sich gesammelt hatte, „wenn Du so eifrig von jetzt ab nach den Beweisen meiner Unschuld forschen willst, wie Du früher nach denen meiner Schuld suchtest, so wird meine Rechtfertigung nicht ferne sein. Jakob und Ellen leben Beide noch und werden zu finden sein. Ich aber bin schon zu glücklich, daß Du, dessen Dach mir Schutz gewährt, wenigstens an die Möglichkeit zu glauben anfängst, ich sei keine Giftmischerin.“

Franko verließ die Geschwister. Er hatte bereits an seinen Freund in Spalato geschrieben und Jakobinens Brief dorthin befördert. Jetzt wünschte er lebhaft einige Blicke in jenes Heft zu thun, das Maria ihm anvertraut und das noch immer wohlverschlossen in seinem Schlafzimmer lag.

Er ging daher zu seiner Mutter und führte die Matrone, die ihr Geschäft jetzt beendet hatte, zu Marien, die sie liebevoll empfing; er selbst aber eilte zurück, schloß sich in sein Zimmer ein und las.

Sechszehntes Kapitel.

Aus Mariens Tagebuche.

„Diese Blätter sollen Euer Erbe sein, meine Kinder, und den Charakter und die Handlungsweise Eurer Mutter Euch klarer machen, als es Euer eigene jugendliche Beobachtung der Außenseite der Dinge und Verhältnisse könnte.

Nicht nur mich und meine Verhältnisse möchte ich vor Euch in's rechte Licht setzen, sondern das Leben im Allgemeinen; ich möchte Euch den Schlüssel geben zu der Pforte der Zufriedenheit, das untrügliche Licht in allen Dunkelheiten des Daseins. Werde ich dies können? Ich, ein schwaches, irrendes Wesen

wie Ihr? — Doch bin ich zufrieden, wenigstens bin ich so weit zufrieden mit dem Geschick, als ich wagen darf, mit mir selbst zufrieden zu sein. — Ich bin wie Ihr im Wohlstande geboren und erzogen, aber noch halb ein Kind nahm das Schicksal mir Vater und Reichthum zugleich, und das Plötzliche des Wechsels weckte mich aus meiner kindlichen Träumerei und lehrte mich nachdenken, und was mehr noch ist als denken — handeln.

Ich war noch nicht ganz dreizehn Jahre alt, als ich nicht nur für meine eigenen Bedürfnisse selbst zu sorgen gezwungen war, sondern auch die Nothwendigkeit einsah, den Meinen beizustehen.

Ihr werdet mich fragen, wie ich das gemacht? ich antworte Euch: Ich arbeitete und entbehrte. Früh um vier Uhr verließ ich mein Bett auch im Winter schon, und spann oder strickte im Dunkeln. Ich kleidete mich an während des Morgengrauens und sah, wenn es hell genug dazu wurde, bei einer Nähterei oder Stickerie. Ich machte die Betten, reinigte das Zimmer, ich zündete Feuer im Ofen an und kochte bei der freundlichen Flamme unsere einfache Mahlzeit. Ein Tag hat vierundzwanzig Stunden, sechs davon gehörten dem Schlafe, drei den häuslichen Beschäftigungen und dem Ankleiden, zwei waren für

das Essen und Erholen am Tage bestimmt; so blieben mir noch dreizehn Arbeitsstunden und ich konnte rechnen durchschnittlich in jeder Stunde zehn Kreuzer zu erwerben, so daß ich monatlich nach allen Ausfällen gewöhnlich acht bis zehn Thaler verdient hatte. Denkt nicht, liebe Kinder, daß ich unglücklich war. Die angestrengte Thätigkeit gab der Zeit Flügel, und früh lernte ich das angenehme und stolze Gefühl kennen, meiner eigenen Kraft die Befriedigung meiner Bedürfnisse zu verdanken.

Ich hatte keine Zeit zum Besuchemachen und Empfangen, aber ich hatte eine Nachbarstochter, ein schönes, freundliches, geniales Wesen, mit der ich früh innig befreundet war. Ihr kennt sie, meine Kinder; die blasse, stille Tante Jakobine war damals ein bildschönes, eben erblühendes Mädchen und von der Natur eben so mit Talenten begabt, als durch ihre Verhältnisse in die Nothwendigkeit versetzt, dieselben nur in tiefster Stille zu cultiviren. Mehr spielend als arbeitend lernte ich von ihr Zeichnen, meinen Gesang mit ihrer Harfe — dem Erbe ihrer Mutter — begleiten, lernte ein Wenig englisch, ein Wenig französisch und erhielt durch sie und ihren Pflegebruder, Jakob Grey, Bücher in beiden Sprachen, so wie auch die Classiker unserer eigenen Mutter-

sprache. — Jakob Grey war ein Mensch von so ungewöhnlichen Gaben, von so hervorragendem Geiste, daß er mir wie einer der Helden der Vorzeit, wie die Verkörperung echter Männlichkeit erschien.

Meine Töchter, diese Zeilen sollen Euch erst zu Handen kommen, wenn Ihr Jungfrauen, und an dem großen Scheidepunkte des weiblichen Lebens angekommen seid, das heißt wenn ihr liebt. Jakob Grey war die erste, die einzige Liebe meines Lebens. — Er verheirathete sich, als ich noch sehr jung war, mit einem sehr schönen, aber sehr bösen Weibe, nachdem er vorher eine kurze Zeit mit seiner Pflegeschwester Jakobine verlobt gewesen war. Ich erwähne dieses Umstandes gegen Euch, weil er mir Gelegenheit gab, mein eigenes Herz kennen zu lernen, was den Augenblick geschah, als Jakob mir, die er noch für ein Kind hielt, heiter erzählte, daß er Jakobine heirathen und mit ihr in eine südliche Gegend ziehen werde. — Ich fühlte im Herzen einen Stich bei dieser Nachricht, der mir einen beinahe körperlichen Schmerz macht. Ich war noch Kind genug, in Thränen auszubrechen, die ihn veranlaßten, mich in seine Arme zu nehmen und mir Worte zuzusüstern, die wie Feuerfunken in meine junge Seelen fielen.

Die Verlobung ward kurz darauf getrennt, weil

es sich herausstellte, daß die Verlobten einander näher verwandt waren, als sie es gewußt und geahnet, und ihr Verhältniß zu einander ward bald ein ganz geschwisterliches. Nicht ein ganzes Jahr darauf war Jakob Grey verheirathet mit Ellen Hargreve, der Nichte des Commercienraths Werl.

Dieses Jahr hatte hingereicht, mich selbst und mein Wollen und Wünschen zu zügeln. Die Liebe zu dem außerordentlichen Manne war geblieben, aber sie hatte eine ganz andere Richtung bekommen.

An eine Vereinigung mit Grey war für mich nicht mehr zu denken. Jakob Grey, der Gatte Ellen's, erschien mir aber auch ein ganz anderer als das Ideal, der Lehrer meiner Kindheit und Jugend. Dies stand in meinem Herzen, ein makellofes Götterbild auf dem goldenen Fußgestelle der Liebe und Verehrung, und der wirklich lebende Mann, der in seiner Ehe gränzenlos unglücklich, jetzt auch das Band zu lösen und eine Vereinigung mit mir, dem kaum sechszehnjährigen Mädchen zu knüpfen wünschte, war mir kaum mehr als ein Gegenstand herzlichsten Mitleidens. Ehrerbietung ist ein Hauptbestandtheil echter Frauenliebe, und Jakob Grey war nicht verehrungswürdig in dem Glend, das er sich leichtsinnig selbst erwählt hatte und kraftlos fortschleppte. — Ich selbst habe

ein zu starkes und muthiges Herz, um die Schwäche lieben zu können.

Jakob Grey verließ seine Gattin plötzlich. Ob er sich getödtet, ob er nur weit hinweg in fremde Länder ging, blieb mir und Allen unbekannt. Genug, er war verschwunden und wenige Zeit darauf verließ auch seine Gattin unser Städtchen, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, den ich über die Taufe hielt. Es war ein schönes Kind, der kleine Jack, und ich fühlte eine brennende, tiefe Liebe für das kleine Geschöpf, das mich mit den dunkeln Augen seines Vaters anschaute. Es zog mir durch die Seele wie Frühlingshauch, als ich das Knäbchen in meinen Armen wiegte, und ahnungsvoll ward mir es klar, daß im Leben des Weibes nicht die Liebe der höchste Punkt sei, sondern das Muttergefühl. — Die Dichter sagen das anders, sie sind Männer, und es schmeichelt ihnen, das Weib zu einer Art von untergeordnetem Wesen zu machen, das wie die Undine des Märchens erst Seele empfängt durch die Liebe zum Manne. — Meine Kinder, meine theuer erkauften Schätze, möget Ihr nie über Euer eigenes Ich in solchem Irrthum befangen sein.

Das Weib ist ein selbstständiges, zu allem Glück der Erde berufenes Wesen wie der Mann, und muß

wie dieser die Quellen des Glückes in sich selbst tragen. Denn glücklich zu sein ist der Beruf des Menschen auf Erden.

Aber was ist Glück? O meine Kinder, dies Euch deutlich zu machen, ist der Hauptzweck dieser Blätter!

Aus früher Erfahrung kann ich Euch genau sagen, was Glück nicht ist. — Glück ist nicht Reichtum, denn ich war schon als Kind viel glücklicher in der Armuth als im Wohlstande. — Glück ist nicht Liebe, denn ich mußte frühe meiner Liebe entsagen, und der Kampf, den ich dieserhalb in meinem Herzen kämpfte, legte erst den Grund zu meinem Glück. — Glück ist nicht Genuß, denn alle Genüsse der Erde ermüden, das Glück aber gibt Kraft.

Glück ist überhaupt nichts Außerliches; es kann nicht aus der Welt in uns hineinfließen, sondern muß umgekehrt, ein klarer Lichtstrom, in unserm Herzen entspringend, die Welt um uns her durchleuchten und erwärmen. — Aber ich will fortfahren in der einfachen Geschichte meines Lebens, ich hoffe, meine Kinder, Ihr sollt aus derselben erkennen lernen, wo das Glück zu suchen sei. — Im Hause meiner verwitweten, verarmten Mutter war großer Mangel, oft fehlte es an den nothwendigsten Lebensbedürf-

nissen, denn meine Hände waren die einzigen, welche für das tägliche Brod von zwei Personen arbeiten konnten. Meine Mutter hielt Wohnung und Kleidung in Ordnung, meine Brüder befanden sich als Freischüler in einer entfernten öffentlichen Schulanstalt, brauchten aber doch so manche Kleinigkeit, die sie dort nicht empfangen und die ihnen vom Hause besorgt werden mußte. Ein reicher Mann gab mir Arbeit, die er vortreflich bezahlte. Es war Cuer Vater. Ich war jung und schön, und er hatte eine Leidenschaft für mich gefaßt. — Die Welt, meine Kinder, vermuthet leicht das Böse, und so glaubte auch die Welt unseres kleinen Städtchens, daß Herr Baum die mittellose Marie Teubner auf Abwege führen wolle; aber er trug mir seine Hand an und sorgte nicht nur großmüthig für meine Mutter und meine Brüder, sondern reinigte auch den Namen meines Vaters von Schmach, indem er den Rest seiner Schulden zahlte, den wir trotz aller gebrachten Opfer nicht hatten decken können. — So ward ich Braut, meine Kinder. Ich ging nicht blind in die Ehe, ich kannte die Pflichten, die sie mir auferlegte, und wußte, daß ich Seele und Leib dem Manne hingab, mit dem ich zum Traualtare trat. Es gab Stunden, in denen bei dem Gedanken an das nahe

und unzerreißbare Band, das ich schließen wollte, ein eifriges Grauen meine Glieder beschlich, in denen ich Bloß und Beil nicht ärger hätte fürchten können, als die Ehe. — Ich stand mehr als einmal betend und flehte: Herr ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, aber ich fand stets die Kraft hinzuzusetzen: Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! — Ich durfte meinem Verlobten kein Gefühl heucheln, das ich nicht hatte. Herr Baum war zufrieden mit der Gewißheit, daß ich mich entschlossen, seine Gattin zu werden, und fragte nach nichts Anderem. Meine Familie hatte Brod und alle Mittel zu ihrer Subsistenz, meines Vaters Ehre blieb im Grabe unbesleckt. Ich erfüllte durch meine Heirath meine Pflicht gegen die Meinen, und trotz der haarsträubenden Angst vor den Verhältnissen, in die ich trat, war ich glücklich. — Ich ward Herrn Baum's Gattin und lernte genau den ganzen Umfang der Pflichten kennen, die ich übernommen. — Meine Kinder, Ihr Beide gehört meinem eigenen Geschlechte an und werdet vielleicht auch früher oder später den Bund der Ehe schließen. Was in meinen Kräften steht, will ich dazu beitragen, daß Ihr Euren Lebensgefährten Euch aus Liebe anschließt. Jede Pflicht, die ihr übernehmt, wird für Euch dann eine Freude

sein. Wähnt aber nicht, wie es das Modestichwort des heutigen Tages ist, daß die Pflichterfüllung einer Gattin, die nicht liebt, eine Erniedrigung ihres Ichs, eine Entwürdigung ihres Menschengefühls sei. Jede Pflicht, der wir uns bewußtvoll und freiwillig unterziehen, erhöht unsere Menschenwürde und unsere Kraft und gibt uns das Bewußtsein des Glücks. Mein Gatte liebte mich innig. Unsere Geistes- und Gemüthsrichtungen waren zwar verschieden, ich aber früh durch mancherlei Prüfungen gestärkt, war die kräftigere Natur und fühlte bald, daß ich ihn sowohl zum Guten als zum Bösen hinreißen konnte. — Meine Kinder, mein Leben hatte einen großen heiligen Zweck bekommen durch meine Ehe: die Veredelung des Mannes, dessen Namen ich trug. — Jede Ehe hat diesen Zweck, jede Frau diese Verpflichtung, nicht jeder wird sie so klar wie mir. — Mein Gatte hatte nie den liebevollen Einfluß einer Mutter empfunden, sein Herz war wenig gebildet, sein Geist nicht besonders mit Kenntnissen geschmückt. Ich konnte ihn auf die Schönheit der Schöpfung, auf den Reichthum des Menschenlebens aufmerksam machen. Ich konnte es und ich sollte es. Ich that meine Pflicht und hier wie immer war sie mein Glück. Denn Glück und Pflicht, meine Kinder,

wie verschieden sie auch scheinen, sind Eins und Dasselbe, und es ist die Aufgabe des Erdenlebens, uns durch Erfahrung zum Bewußtsein dieser Einheit zu beugen. Jeder Mensch soll sein Glück in seiner Pflicht finden und jeder, der festen Willen zur Erfüllung der Pflicht mitbringt, wird das Glück so gewiß finden, als aus dem zarten, unscheinbaren Samenkorn des Lannenzapfens gewiß der edle Lannenbaum, nicht eine Schirlingsstaude, erwächst. — Strebt nicht, meine Kinder, nach Liebe, Reichthum, Vergnügen, Genuß; strebt nach Erkenntniß und Erfüllung Eurer Pflicht und Ihr faßt mit fester Hand des Glückes buntschillernden Fittig, und wenn Ihr es ergriffen habt, wenn Ihr es haltet, dann werdet Ihr sehen, daß es kein Schmetterling ist, der nur einen Tag lebt, sondern ein Engel, dessen göttliches Antlitz sich von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde verklärt und Euch eine Ahnung gibt von der ewigen Schönheit.“ —

So begann Mariens Tagebuch und Franke las die Blätter, die eine Art Vorrede desselben bildeten und nur lose vorn hineingelegt waren, und sein Herz bebte wie seine Hände. Rein und klar stand das Bild der edlen Frau jetzt wieder vor seiner Seele. Er liebte Marien, ja er liebte sie, aber

nicht mehr mit dem begehrenden Gefühl, sondern wie man Gott, wie man das Gute liebt. Sie war sein Eigenthum, seit er sie durch diese Blätter kennen gelernt hatte, denn ihre Gefühle hatten, obwohl dunkel und unverstanden, auch in seiner Seele gelegen und er fand sich selbst erst, indem er sie fand.

Die übrigen Blätter enthielten die Geschichte ihres Herzens in täglichen Aufzeichnungen. Da ward ihm erschlossen die Tiefe einer reinen, echten Frauenseele. Er begleitete sie durch die Kämpfe und Entbehrungen ihres Daseins bis zu dem Ziele weiser, milder Herzensfreudigkeit, das sie sich errungen.

Er sah ihre Ehe mit dem Trunkenbold jetzt aus einem ganz veränderten Gesichtspunkte an, und stand ehrfurchtsvoll vor der keuschen Heiligkeit des Wesens, das ein Märtyrertum auf sich nahm, dessen ganze Größe ein Mann kaum zu fassen, nur zu ahnen fähig ist.

Auf den letzten Blättern erwähnte sie das Wiedersehen und Erkennen von Jakob Grey's Sohn. — Sein hochbegabter Vater hatte unter andern Talenten auch das mimische im höchsten Grade besessen und einst im Hause seines Vetter's Werl eine Scene aus Shakspeare's Othello im Costüme gelesen.

Sie hatte den Sohn erkannt, selbst die Kleidung



war ihr nicht fremd gewesen, denn Maria Teubner hatte sie mit eigener Hand für den Vater gefertigt, und trotz dem Schmutz, der die veralteten Flitter des Turbans, die Borten der rothen Jacke bedeckte, hatten dieselben eine längst vergangene Zeit vor ihre Seele zurückgeführt.

Auch seinen Namen fand Franke erwähnt, und er las mit Entzücken, daß Maria in ihm ein männliches Herz, eine edle, nach dem Rechten strebende Seele erkannt hatte.

„Ich möchte,“ schrieb sie an einer Stelle, „diesen wackern Jüngling Bruder nennen dürfen, oder lieber noch Sohn. Die Verschiedenheit unserer Jahre läßt ihn mir fast als einen solchen erscheinen. Noch hat sich dieser Charakter nicht ganz und vollständig festgesetzt, das Leben im Reichthum, ohne einen besondern und festgestellten Pflichtenkreis, hat ihn noch nicht zur Erkenntniß seiner eigenen Kräfte kommen lassen. Die Oberflächlichkeit der sogenannten großen Welt, in der er bisher sich bewegte, hat ihm noch nicht gestattet, seinen Blick in die heiligen Tiefen des Daseins zu senken, und so fehlt ihm noch jene feste Stütze, die das Menschenherz in der Erkenntniß findet, daß das ewig Gute der Grund und Halt des Weltganzen sei. Die Sprache nennt in ihrer

Armut das ewig Gute: Gott, und die menschliche Phantasie kleidet diesen erhabenen Begriff in ein Schattenbild ihres eigenen Ichs. Wie könnte sie auch anders, die menschliche Fassungskraft ist zu klein, um das Unermessliche in sich aufzunehmen, und wie der ewige unendliche Weltraum sich unserm Auge darstellt in ewiger Schönheit als ein lichtiges Gewölbe, in dessen Mitte wir selber uns befinden, so stellt der Urgrund alles Seins, aller Kraft, Schönheit und Liebe sich unsrer Seele dar als ein Einzelwesen, uns selbst ähnlich. Goethe läßt seinen Erdgeist sagen: „Du gleichst dem Gott, den Du begreifst.“ Umgekehrt ist dieser Gedanke hier anwendbar: Der Menscheng Geist begreift Gott nur insoweit er ihm gleicht, und mit jedem Schritt vorwärts in der Ausbildung des eignen Ichs, wird auch unsre schwache, nebelhafte Erkenntniß Gottes klarer, deutlicher. Der Mensch kann eben so wenig den Schöpfer begreifen, als sich ein sinnliches Bild von der Größe der Schöpfung machen. Gott ist das Gute, und der Mensch nähert sich desto mehr der Erkenntniß Gottes, je mehr er sich im Guten übet.“

Wie ein lichter Strahl fielen diese Worte in Franke's Seele. Es war ihm, als ob ein dunkler Vorhang vor seinem innern Auge sich plötzlich theilte

und der Glanz des Lichtes zum Erstenmal für ihn die Welt überströme.

„Maria, theure Maria,“ flüsterte er, die feuchten Augen über die Blätter gebeugt, und dann zog er sie an seine Lippen und sagte mit tiefem unbeschreiblichem Gefühl: „Mutter!“

Siebzehntes Kapitel.

Am Sterbebette.

Es mochte vier Uhr Früh sein. Der Morgen lag klar und thauig über dem Städtchen, das der Schlaf noch gefangen hielt, als Franke von Mariens kleinem vertrauten Mädchen mit den Worten geweckt wurde:

„Eilen Sie, um Gotteswillen, eilen Sie, Herr Doctor, Herr Baum liegt am Tode.“ Franke war in wenigen Minuten angekleidet und folgte der Zitternden.

Mit leiser Hand die Thür des ihm bekannten Zimmers ausdrückend, stand er am Bette des Ster-

benden. Baum lag bleich mit gebrochenen Augen in den Kissen. Seine Hände zuckten und griffen ängstlich nach der Decke. Maria kniete neben seinem Lager und hatte sein Haupt auf ihren linken Arm gebettet und wischte mit der Rechten den Schweiß von der wachsblassen Stirn. Wohl sah Franke, daß der Tod diese Stirn schon bezeichnet hatte, aber er that was seines Amtes war und versuchte mit schwachen, menschlichen Mitteln das fliehende Leben noch auf Tage, Stunden oder Minuten an die Hülle zu bannen, welche das Laster, das zu einer Krankheit ausgeartet war, früh zerstört hatte. Moschuspulver wurden verordnet, Franke öffnete eine Ader und in der That, der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf und schaute mit trübem, verglastem Blicke um sich her.

„Die Kinder, Marie, die Kinder,“ flüsterte er dann mit hohlem Tone.

„O Gott,“ sagte Maria leise zu Franke, „werde ich ihre Täuschung jetzt schon zerstören müssen.“

„Anna wenigstens, meine theure Freundin, kennt den Zustand ihres Vaters und läßt Sie durch mich bitten, Ihnen in der Anstrengung, die seine Leiden Ihnen verursachen, beistehen zu dürfen.“

Maria blickte zum Himmel. „So rufen Sie

die Mädchen, lieber Doctor,“ sagte sie sanft, „ich kann meinen Mann nicht verlassen.“

Franke ging. Er dachte nicht daran, daß er das Schlafzimmer zweier fast schon jungfräulichen Mädchen betrat, und er sah sich plötzlich und mit einem Gefühl, das ihm das Herz heftig pochen machte, zwischen zwei schneeweißen Betten, auf deren weichen Kissen die vom Schlaf rosig angehauchten Köpfe Klara's und Anna's lagen.

Die hellen Locken ringelten sich weich unter weißen Häubchen hervor, die rosige Spitze eines Fußes war der leichten Decke entschlüpft, ein weißer Arm lag unter dem jugendlichen Haupte, der andre leicht gebogen auf der Decke. Franke stand an Anna's Bett.

„Erwachen Sie, Anna, meine liebe Freundin,“ sagte er flüsternd. Sie fuhr auf, blickte freundlich empor und sagte, ohne nöthig zu haben ihre Besinnung zu sammeln, ruhig und gefaßt: „Bedarf meine Mutter meiner, Herr Doctor? ist mein armer Vater wieder erkrankt?“

„Wachen Sie Ihre Schwester, liebste Anna, und kommen Sie Beide rasch, so rasch als möglich, zu Ihren Eltern, die Beide Ihre Nähe wünschen,“ entgegnete Franke, sich mit einem Gruß ehrerbietig aus

diesem Heiligthume der Unschuld zurückziehend. Aber Anna hatte seine Hand ergriffen, zog sie an ihre Lippen und sagte innig: „O ich danke Ihnen, Herr Doctor.“

Ein warmer Schauer überrieselte Franke's Herz und er trat an das Bett des Sterbenden, erfüllt von einem heiligen, nie geahneten Gefühl, das die Unschuld und Kindlichkeit von Mariens Tochter in ihm erregt hatte.

„Bringen Sie sie, bringen Sie meine Mädchen,“ flüsterte Baum heiser und in der nächsten Minute traten sie herein, in ihren weißen Nachtkleidern, mit den nackten Kindersüßchen und den wallenden blonden Locken, die jetzt weder Band noch Häubchen fesselte, zwei Engeln gleichend, die auf alten Bildern vergebend, verführend dem Lager des sterbenden Sünders nahen.

Baum blickte sie an. Sein Auge erhielt Glanz, seine Lippen bewegten sich wie im Gebet; „meine Kinder, meine lieben, lieben Kinder,“ sagte er deutlich und fest, „Gott segne Euch, betet für Euren armen, schwachen Vater und werdet Eurer Mutter ähnlich.“

Dann die Hand seiner Gattin ergreifend und an seine Lippen ziehend, setzte er hinzu: „Marie!

o habe Dank, Dank, mein theures Weib — lebe wohl!“

Dann sank sein Haupt schwer in die Kissen zurück, ein Krampf schien seine Glieder zu erschüttern. — Er hatte geendet.

Maria lag auf den Knien zwischen ihren Kindern, mit demüthig geneigtem Haupte stand der Arzt hinter ihr, und am Fenster, durch das die Morgensonne hell und heiter in's Sterbezimmer blickte, lehnte das kleine Dienstmädchen und betete mit leisen bebenden Lippen das Vaterunser. Wie Harfenklänge tönten die Worte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel!“ in den Herzen der Mitbetenden nach, und als das Amen verhallt war, richtete Maria sich empor, drückte mit weicher Hand die Augen ihres Gatten zum ewigen Schlafe zu, rief durch einen Wink das junge Wesen an ihre Seite und sagte mit ernster, milder Stimme:

„Ich weiß nicht, Hanna, ob es Dir schon bekannt, daß mein hingeschiedener Gatte Dein Vater war. — Du bist das Kind eines armen Dienstmädchens, dem Deine Geburt den Tod gab; mir warst Du eine Tochter und wirst mir eine Tochter bleiben.“

„O Madame! Madame!“ rief die Kleine in Thränen ausbrechend; aber Marie zog sie sanft an ihre Brust, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und setzte so dem Ausbruch ihres Gefühls eine milde Schranke.

Franke aber trat an's Fenster, lehnte den Kopf an die kühle Scheibe und deutlich ertönten in seiner Seele Liedge's schöne Worte:

„Es ist ein Gott! der Tugend verbürgendes Leben
Verkündigt's laut, sie wäre nicht, wäre kein Gott!“ —

Er fühlte seine Hand leise berührt, blickte um sich und sah neben sich Anna, die ihm zuflüsterte: „Kommen Sie auch zu uns, lieber Franke, Sie haben mir das Vertrauen meiner Mutter geschenkt, Sie gehören zu uns und dürfen nicht so allein stehen, wenn wir weinen; wir weinen zusammen!“

„Anna,“ sagte Franke und legte die Hand auf die goldnen Locken des Kindes, „o Du bist ein Wesen Deiner Mutter würdig.“

Maria war jetzt frei! dieser Gedanke durchzuckte Franke's Brust erst als er von Baum's Sterbebett zurückkehrend in seine Wohnung trat. Sie war ein Weib, das man begehren durfte, ohne den Rechtsbegriff zu verletzen. Wie schön war sie gewesen, wie gut, wie sich selbst gleich, selbst in den Augenblicken,

die alle conventionellen Bande lösen. Wohl kann der Arzt ein Urtheil, fällen mehr als jeder Andere über den Werth oder Unwerth der Personen, mit denen sein Beruf ihn in Berührung bringt. Auf einem Krankenslager, am Sterbebett eines Familiengliedes, bei der Geburt eines Kindes, zeigen sich die Charaktere hüllenlos, und Franke, der noch nicht lange Zeit seinen Beruf übte, hatte doch schon vielfache Gelegenheit gehabt, Menschenkenntnisse zu sammeln. Maria's edle Weise bewährte sich in allen Fällen.

Wie die Legende von der Heiligen erzählt, deren Namen sie führte, war sie in jeder Lebenslage äußerlich und innerlich in ihrem Wesen und Erscheinen wohl geordnet. Kein wild zerdrücktes Kleidungsstück, kein zerrauftes, ungeordnetes Haar störte die Harmonie dieser edlen, reinen Gestalt, kein heftiges Wort ließ auf eine Unregelmäßigkeit des Charakters schließen. Immer mild, edel und weiblich erinnerte Maria an den Mond, der selbst die ziehende Wolke, die ihn bedeckt, mit einem Silberrande schmückt.

Es fand sich für Franke jetzt vielfache Gelegenheit, seine Theilnahme Marien durch die That beweisen zu können. Er nahm ihr die Sorge für die Anordnung des Begräbnisses ab, jene beklemmende

Sorge, die fast wie eine Profanation der Trauer um den Hingeschiedenen erscheint. Er besprach ihre Vermögensangelegenheiten mit einem Rechtsgelehrten. Herr Baum hatte kein Testament hinterlassen, und die reichen jungen Waisen erhielten daher einen Vormund von Seiten des Gerichts. Herr Senator Wallfeld übernahm mit Mariens freudiger Zustimmung auf Franke's Wunsch dieses Amt. — Das kleine treue Mädchen blieb bei der Familie, aber in andern Beziehungen begann Marie ihre Dienerschaft zu verändern, und sich auf einem beschränkten Fuße einzurichten. „Mir macht die Entfaltung des Reichtums kein Vergnügen, meinen Kindern ist Gewöhnung an ein einfaches Leben nützlich und mit dem, was ich in ganz nutzlosen Ausgaben erspare, kann ich oder können meine Kinder mehr als einem, durch Armuth in Versuchung Geführten beistehen, mehr als ein Menschenleben zum Glück befähigen“, sagte sie freundlich, als Franke sie nach der Ursache dieser Einschränkungen fragte.

Wochen vergingen, ohne daß Franke die ersuchte Antwort auf seinen Brief und die Nachricht, daß Jakobinens Schreiben an ihren Pflegebruder befördert worden sei, erhielt. Jeder Tag erfüllte ihn mehr und mehr mit Unruhe. Der Herbst rückte vor, die

Abende wurden länger, er brachte sie nicht selten bei Maria und ihren Kindern zu, dort hatten sie Flügel; aber das Warten machte ihn müde. Jakobine, an Dulden und Leiden gewöhnt, sah still wie immer die Tage an sich vorüberschleichen. — Früh und spät surrte ihr Mädchen melancholisch neben ihrer grünen Myrthenwand, aber nichts änderte sich in ihrem Geschick. Die Tage kamen und gingen, keiner brachte eine Nachricht, die die trübe Wolke über ihrem Haupte, welche eben angefangen hatte, einen Goldsaum zu bekommen, hätte gänzlich zerstreuen können.

Wäre Franke nicht durch Pflichten an Hermstädt gefesselt gewesen, selbst Mariens Anwesenheit hätte ihn nicht hindern können, sein wenig, erspartes Geld zu einer Reise nach Spalato zu verwenden. Er hatte noch zweimal an Gräben geschrieben, ohne Antwort zu erhalten, und fing an alle Hoffnung aufzugeben, als an einem stürmischen Octobertage plötzlich und ganz unerwartet sein Jugendfreund bei ihm eintrat.

Nur den ersten Moment der Ueberraschung ließ Franke vorübergehen und fragte dann nach dem Maler, dem alten Gefährten so mancher, in wilder Jugendlust verlebten Stunde.

Gräben schüttelte trüb den Kopf. „Der arme

Schelm wird über nichts in dieser Welt mehr Auskunft geben, wenn nicht ein Wunder geschieht. Er ist in einen Tiefstinn gefallen, den die Aerzte für unheilbar erklären; aber das Nähere, lieber Franke, wenn ich erst nach dieser heillosen Reise meine Gliedmaßen werde zusammen gelesen haben.“

Thee wurde nun gebracht und genossen. Madame Franke machte mit gewohnter Zärtlichkeit die Wirthin an ihres Sohnes Theetisch, nannte Gräben einmal über das andere „Herr Graf“ und ließ einen Diamanterring, ein letztes Ueberbleibsel ihres Schmuckes, an ihrem kleinen Finger im Scheine der Lampe blitzen. — Ein Bett wurde dem Bette Franke's gegenüber aufgeschlagen, und als der Reisende sich in die weichen Kissen versenkt hatte, erklärte er: „Einen Vorzug hat die kleine Stadt doch vor jeder großen; man kann herrlich schlafen, ungestört von Straßenlärm und Wagengerassel, und das denke ich jetzt auch von ganzem Herzen zu thun.“ —

Am andern Morgen saßen die Freunde am Kaffeetisch sich heiter gegenüber. Franke war bereits zu seinem Ausgange völlig gekleidet und wünschte sehr ein Gespräch über den Maler und ausführlichen Bericht über dessen Zustand. Gräben, in einen zierlichen Schlafrock gekleidet, blickte ihn von Zeit zu

Zeit mit einem Lächeln an, das ihm aus allen Mienen zuckte und brach dann endlich in ein so heftiges, so herzliches Gelächter aus, daß Franke sich verwundert umblickte, den Gegenstand desselben im Zimmer zu erspähen.

„Verzeih! verzeih!“ sagte sein Freund, endlich gewaltsam seiner unzeitigen Heiterkeit Einhalt thugend; „aber es ist mir wahrhaftig nicht möglich, Dich anzusehen, ohne zu lachen. Du bist ja in diesen beiden Jahren, die wir von einander getrennt sind, ein so vollständiger, regelrechter Kleinstädter geworden, daß man Dich an jedem Orte, durch den eine Eisenbahn geht, als ein vorsündflutliches Naturphänomen oder als kleinstädtischen Doctor für Geld zeigen könnte.“

„Wie meinst Du das?“ fragte Franke, der ganz verwundert seine Gestalt vom ersten Westenknopfe herab bis zur Stiefelspitze betrachtete und nichts an sich finden konnte, was ihm lächerlich erschienen wäre.

„Deine gelben Glace-Handschuhe,“ entgegnete Gräben, „gehören einer Zeitepoche an, die der Sündflut mindestens um drei Jahre näher liegt als unser kultivirtes Jetzt. Die Ärmel Deines Fracks sind in der Welt gänzlich verschollen und der Schnitt Deiner Weste würde in einer anständigen Gesellschaft eine

eben so einzige Erscheinung sein, als ein Exemplar des Vogels Dodo in einem Naturalien cabinet. Dabei hat Deine Niene ein gewisses Etwas bekommen, das ich die höhere Philisterei nennen möchte. Du siehst, bester Franke, genau aus, wie ein Portrait aus der Jugendzeit von Faust's Vater selig,

— — dem dunkeln Ehrenmann,

Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise

In Redlichkeit, jedoch in seiner Weise,

Mit grüßenhafter Mühe sann.

„Ist's möglich, daß der Aufenthalt in einer kleinen Stadt Dich in so kurzer Zeit so gründlich verändern konnte?“

„Ich kann diese Veränderung an mir selbst nicht gewahr werden,“ sagte Franke ohne Empfindlichkeit; „natürlich ist es, daß ich hier am Ende der Welt in der Bekanntschaft mit den Moden zurückbleibe, was aber mein eigenes Ich betrifft, so muß dies, wenn es wahr ist, daß das Glück verschönt, unzweifelhaft schöner geworden sein; denn im vollen, heiligen Ernst — ich bin hier weit glücklicher als ich es je gewesen.“

„Das ist seltsam und der sicherste Beweis vom Fortschreiten in der Philisterei, mein lieber Franke. Erinnerst Du Dich an Hoffmann's Märchen vom gol-

denen Topf: Du sitzt hier eingesperrt in der Glasflasche des Archivarius Lindwurm oder Lindhorst — ich weiß nicht mehr, wie der tolle Dichter ihn genannt — und singst ganz lustig: „„Ein freies Leben führen wir.““ Es ist mir ein unbegreiflicher Zauber, der beim Eintritt in die kleinstädtische Pbilisterwelt nicht selten selbst geistvolle Menschen wie Dich bestrickt, daß sie es möglich machen, in dieser Welt des Nichts wie in ihrem eigentlichen Element fröhlich hinzuleben.“

„Glaubst Du denn, lieber Gräben, daß die sogenannte große Welt mehr ein Etwas ist? — Man sieht sich das Theater überdrüssig und sieht zuletzt da nur Lumpen oder Lampen, wo man früher Wasserfälle und Baläste sah. Man fühlt sehr bald die herzlose Kälte der großen Gesellschaft der großen Stadt, die durchaus keinen Reiz mehr hat, als die große Gesellschaft der kleinen; ja die letztere hat meistens einen Vorzug vor der ersteren, nämlich hübschere, wenigstens blühendere und weniger verbildete und oberflächliche Weiber. Was hast Du Neues gefunden in der großen Stadt, wenn Du die Neuigkeiten der Wissenschaft ausnimmst, die durch Journale verbreitet mich hier fast eben so schnell erreichen als Dich in der ewigen Roma, in Paris oder Berlin.“

„Aber um Gottes und aller gebenedeiten Heiligen des ganzen Kalenders willen, mein weiser Doctor, was siehst Du denn überhaupt hier?“

„Nichts Anderes, als was ich in der großen Stadt auch sehen kann, die Natur und das Menschenleben, beiden stehe ich aber hier weit näher. Hier kannst Du möglicher Weise ein tugendhaftes Weib finden. Finde eins in einer Residenz — wo Du nie ein Weib anders als im Gesellschaftssaal oder — im Boudoir siehst. Hier kannst Du einen originellen Mann finden — finde einen in einer Residenz, wo die Mode jeder Originalität sofort ihre neueste Weise anzieht. Das Leben in einer kleinen Stadt muß man kennen lernen, nicht wie Washington Irving aus den Hinterfenstern eines Gasthofes an einem regneten Sonntage, sondern indem man es mitlebt, indem man die Herzen der Menschen und die Blüthen der Bäume mehr als einmal sich öffnen sieht im Glücke und Sonnenscheine, indem man mehr als einmal die Blätter im Sturm verwehen und die Gemüther sich beugen sieht im Leid.“

„Nun,“ sagte Gräben, seine Cigarre wegzlegend und von einer neuen die Spitze abbeißend, „das klingt sehr schön, ist mir aber ein wenig zu hoch. Sentimentalität und Metaphysik sind aus der Mode ge-

Kommen, man beschäftigt sich nur noch mit dem Reellen, dem Materiellen, und ich glaube, es werden deshalb weniger Wahnsinnige in die Irrenhäuser gesperrt werden, die Dichter ausgenommen, von denen immer noch einige von Zeit zu Zeit toll werden. Dichtergenie ist übrigens schon der Positiv von Tollheit; aber dabei fällt mir ein — Jacopo Grey ist eigentlich gar nicht toll — er ist schwermüthig und wurde vor einigen Jahren in Rom katholisch. Er ist jetzt in einem öffentlichen Krankenhause — unheilbar siech an einem Brustübel, und ich glaube, er hat ein Gelübde gethan, keine Briefe mehr zu lesen. — Er erkannte mich gleich, als ich ihn in seiner kleinen Stube aufsuchte, auch erkannte er die Handschrift auf der Adresse des Briefes; aber er gab ihn mir zurück, schüttelte den Kopf und sagte: „„Von dorthier will ich, darf ich nichts hören; ich bin todt und will nicht wieder zu neuem Leben, zu neuem Grausen erwachen. Was wollen sie von mir, diese Weiber; sechszehn Jahre hat sie geschwiegen, sechszehn lange, gräßliche Jahre, jetzt schreibt sie — warum jetzt? — ich will nichts hören, weder von ihr noch von Anderen.““

„„Aber,““ sagte ich dagegen, „„Freund Jacopo, es handelt sich, wie mir der Franke schreibt, um Tod und Leben. Ihr sollt Zeugniß ablegen für eine Euch

nahe stehende Person, die des Giftmordes angeklagt sich auf Euch als einen Entlastungszeugen beruft.““

Der Kranke sah mich mit einem Blick an, den ich wahrhaftig nicht vergessen werde, und schrie wie außer sich: „„Auf mich beruft sie sich, auf mich — sagt, ich sei todt, Fremder, und lieber will ich heute noch sterben, als leben und ihr Zeuge zu sein.““

Ich kann Dich versichern, lieber Franke, die Scene war grauenvoll. Das Gesicht des armen Schelms, das auch in besseren Tagen bleich und jämmerlich genug aussah, um uns glauben zu machen, er sei ein echter Lazaroni, war aschfärbig geworden, seine großen, schwarzen Augen rollten wild im Kopfe und ein Ausdruck von Verzweiflung, von Todesangst lagerte um seinen Mund, der mich schauern machte. Ich ging hernach noch zweimal zu dem Unglücklichen, fand ihn aber krank und fast unfähig zu sprechen, dagegen malte er, und ich sah das Bild, es war ein reizender, frischer Kinderkopf, den er mit Liebesblicken und fast weinend mit mir betrachtete. Die Nonne, welche die Aufsicht in dem Krankenzimmer führt, sagte mir, daß der Unglückliche Visionen habe und oft im Schlaf und Wachen mit der heiligen Jungfrau spreche.“

In diesem Augenblick klopfte ein leichter Finger an die Thür. Madame Franke öffnete dieselbe ge-

räuschvoll und auf der Schwelle stand Anna. Sie war weiß gekleidet und hatte in der Hand einen kleinen Korb, in welchem unter grünem Moos und bunten Herbstblumen ein Täubchen saß. Das Licht der Frühsonne fiel voll und glänzend auf die jugendliche Gestalt und gab ihr einen eigenthümlichen Schimmer.

Franke betrachtete sie mit Erstaunen; so schön und erwachsen, so ihrer Mutter ähnlich, war sie ihm noch nie erschienen. — Gräben's Blicke aber, die an der Gestalt des jungen Mädchens festgebannt zu sein schienen, drückten weit mehr noch Verwunderung als Bewunderung aus.

„Ich wollte der Madame Franke meine zahme Taube zeigen,“ sagte Anna mit verlegenem Zögern, „und sie befahl mir, sie auch Ihnen zu zeigen, Herr Doctor, und ich wußte nicht, daß Sie Gesellschaft bei sich hatten.“

„Sieht sie nicht aus wie ein Engel? wie ein wahrer, leibhaftiger Engel,“ sagte Madame Franke mit jenem Geflüster, das die Bestimmung hat, wie das „„bei Seite““ auf dem Theater, von Allen gehört, aber von einer bestimmten Person nicht beachtet zu werden, „sieht sie nicht ganz aus, daß man sie gleich malen könnte?“

„Ist schon geschehen,“ entgegnete Gräben mit

Lächeln, „im fernen Wälschland malte ein armer, kranker Maler durch Inspiration dies schöne, kindliche Mädchen, und von jetzt ab glaube ich an Wunder!“

Madame Franke lachte. „Nicht wahr, Herr Graf, ich verdiene vielen Dank, Ihnen und meinem Sohn den schönen Anblick nicht vorenthalten zu haben; überdies läßt die Frau Rätbin Baum Dich bitten, bald zu ihr zu kommen, Klara ist schon wieder nicht ganz wohl.“

„Ich komme,“ sagte Franke, ergriff seinen Hut, sagte Gräben und seiner Mutter Lebewohl und folgte der erröthenden Anna, die die Treppe vor ihm hinabhüpfte und als sie aus dem Bereich der Augen Gräben's war, ganz harmlos wie sonst mit ihrem Freunde plauderte.

„Ja, denken Sie, Herr Doctor, ich war gestern in Birkenau, Sie wissen doch, in der Sommerwohnung des Obristen Mainhard. Ach, da ist's hübsch! Die Frau Försterin in Birkenau schenkte mir die reizende, zahme Laube. Die hat Sie recht lieb, Doctor Franke, wegen ihrer Enkelin, die nun wieder gesund und ein allerliebstes Kindchen ist.“

Sie befanden sich unterdeß an Mariens Wohnung und indem sie zusammen in das hübsche Vestibule traten, ergriff Anna Franke's Hand und

sagte schmeichelnd: „Ich habe eine große, große Bitte an Sie.“

„Nun, Aennchen,“ entgegnete Franke ermutigend, „erleichtern Sie Ihr Herzchen, Sie wissen ja, wie viel Freude es mir macht, Ihnen zu dienen.“

„Wohl, lieber Doctor! gehen Sie hinaus nach Birkenau, bald, gleich wo möglich. Es ist jetzt in der schönen Herbstluft nur ein Spaziergang. In einem Kothen dort liegt ein armes, elendes Weib — ach, so elend, Herr Doctor, besuchen Sie das unglückliche Geschöpf; aber Sie müssen es anstellen, als ob Sie zufällig hinkämen, denn sie wollte durchaus keinen Arzt, und wenn Sie Geld brauchen zu Medicin oder sonst etwas, da sagen Sie es mir — nur mir allein, nicht der Mutter, sie wollte von der Mutter nichts annehmen. Ach, sie ist zu elend.“

Franke versprach, was das liebevolle Kind, das mit jedem Tage schöner und anmuthiger ward, wünschte und trat in Mariens Zimmer.

Klara lag auf dem Sopha, bleich und matt, sie hustete heftig. Seit dem Tode des Vaters war die Kleine, die an Wuchs und körperlicher Ausbildung sehr zurückgeblieben, auch noch erkrankt, und Franke fürchtete ernstlich für eine Abzehrung, besonders, wenn

der nahende Winter rauh und unfreundlich der schwachen Brust noch Schaden bringen sollte.

„Das Kind müßte nach Nizza,“ sagte er, „ein südliches Klima würde es sofort erkräftigen.“

„So werden wir nach Nizza gehen,“ entgegnete Maria.

Ein tödtlicher Schreck durchzuckte Franke's Herz. Er konnte den Gedanken kaum tragen, sich von Maria und ihrer zarten Tochter, die er mit dem Enthusiasmus eines älteren Bruders liebgewonnen, zu trennen, aber im nächsten Augenblick fühlte er den Egoismus seiner Herzensregung. — Wenn Maria nach Italien ging, so konnte sie den unglücklichen Maler aufsuchen, ihm Trost vielleicht auf seinem Sterbebette und Jakobinen Nachricht von dem Bruder bringen. — Mit heftig klopfendem Herzen theilte er der Freundin die Nachrichten mit, welche Gräben ihm über Jakob Grey gebracht hatte, und mit einem sanften, seelenvollen Blick sagte Maria: „Ich werde nicht ruhen, bis ich ihn entweder hierher oder doch sichere Nachricht wegen der Vergangenheit von ihm bringe. Ich fühle, daß es ihn erfreuen und trösten wird, mich wiederzusehen.“

„Maria,“ sagte Franke, „ich bin jetzt arm, aber mit Freuden will ich der unglücklichen Jakobine die Reisekosten leihen, wenn Sie sie mit sich zu dem

einzigsten Freunde nehmen wollen, den sie auf Erden geliebt hatte.“

„So wissen Sie es nicht, daß dies unmöglich ist?“

„Unmöglich, und weshalb?“

„Lieber Franke, Jakobine befindet sich im Hause ihres Bruders unter polizeilicher Aufsicht. Sie darf das Weichbild unserer Stadt nicht verlassen, und Herr Wallfeld hat mit einem großen Theil seines Vermögens für sie gehaftet. Sie ist eine Gefangene in den engen Mauern Hermsstädt's und würde selbst zu einem Spaziergange über Feld die Begleitung eines Polizeibeamten bekommen.“

„Wie, und Herr Wallfeld hat Caution für sie gestellt?“

„Herr Wallfeld ist wie sein Vater ein sehr edler Mann, dem wie seinem Vater nur eines fehlt — die Liebe.“

„Dieser Mann ist verehrungswürdig,“ sagte Franke.

„Das ist er,“ entgegnete Maria, „und um so mehr, da er das Gute, was er thut, einer eigenthümlich starren Natur abkämpft. Er thut das Rechte, nicht das Gute, und hat keine innere Befriedigung dadurch; denn er fühlt, daß allen seinen Handlungen etwas fehlt — das Wohlwollen. Sein

Herz ist kalt geworden durch Leiden und durch die Entbehrung all' der Wärme, die die Liebe gibt. Früh von der Mutter verlassen, an eine Gattin verheirathet, die brav, aber nicht gütig war, kinderlos und gedrückt von dem finstern Geschick, das über ihm schwebt, wo hätte er die Herzenswärme hernehmen sollen: die das einzige Glück ist, dessen wir im Leben theilhaftig werden können? Diese Herzenswärme, die auch dem starren Pflichtbegriff etwas Mildes, etwas Inniges gibt. Diese ist es, die Liebe, welche alles Schwere leicht macht, welche, wie die Schrift sagt, die Welt überwindet und der Sünden Menge deckt, die dem Leben Werth verleiht, die zugleich die Wurzel und die Blüthe alles Menschenglückes wie aller Menschentugend, so oft verwechselt wird mit dem glühenden, aber flüchtigen Gefühle, das uns in der Jugend zu einem einzelnen Menschen hinzieht. Lieber Franke, kein heiliges Wort der heiligen Bücher aller Nationen ist mehr und ärger profanirt worden, als das heiligste von allen, das Wort: Liebe."

Franke hatte den Arm auf Mariens Arbeitstisch gestützt und die Hand über die Augen gedeckt. So saß er eine Weile schweigend da, nachdenkend über Mariens Worte, ihren tiefen, heiligen Sinn nachdenkend.

Sie legte die Hand leise auf seine Schulter, und als er bewegt aufblickte, sagte sie mit ihrer gewöhnlichen, einfachen Freundlichkeit: „Nun, Doctor!“

„Ich dachte an Ihre Worte,“ entgegnete er, die schlanke, edelgeformte Hand an seine Lippen ziehend, „ich will sie mir wiederholen alle Tage, wenn — Sie fern sein werden.“

„Wir kommen wieder, Herr Doctor,“ sagte von ihrem Ruhelager die kleine Kranke.

„Ja, wir kommen wieder,“ wiederholte auch Maria, „und damit wir die Zeit vor unserer Trennung noch recht benützen, so seien Sie mit Ihrer Mutter und Ihrem Freunde heute Nachmittag zum Thee bei uns.“

Franke bejahte freundlich. Eingedenk aber des Versprechens, das er Anna gegeben, bat er um die Erlaubniß, erst später nachkommen zu dürfen, da Geschäfte ihn noch auf's Land riefen.

Achtzehntes Kapitel.

Im Hirtenhause.

Früh am Nachmittage machte sich Franke heiter auf den Weg nach Birkenau. Gräben und seine Mutter begleiteten ihn bis zum Walde und kehrten dann zurück, um nach beendetem Spaziergange zur Frau Rätbin Baum zu gehen.

So wanderte denn Franke einsam durch den herbstlich geschmückten Forst, der eine Pracht entwickelte, von der sich Diejenigen keine Vorstellung machen können, die ihr Leben in den staubigen Straßen einer großen Stadt hinbringen. Die Sonne guckte freundlich durch das vielfarbige Laubdach der Bäume auf den moosigen Weg. Ein kühler und

frischer Wind flüsterete in ihren Kronen. Mücken spielten im Lichtstrahl und hin und wieder flatterte ein gelber Schmetterling umher und setzte sich auf das gefiederte Blatt des Farrenkrautes, der Miniatur-Palme unseres Nordlandes.

Franke war ruhig und glücklich. Er hätte selbst nicht sagen können, was es war, das ihm die Brust so sanft schwellte und sein Herz so schmerzlos schlagen ließ. — Wie weit er auch in die Vergangenheit zurückblickte, es gab keine Zeit in derselben, wo er sein eignes Leben so voll, so ganz gefühlt hatte.

Ihm war zu Muth, als ob von dem Staube und Schmutz der Erde nichts mehr an ihm hänge, und fröhlichen Herzens gedachte er selbst der Zukunft, da Maria sein — sein würde. Er wollte studiren, viel mit Semmler zusammenkommen, und Astronomie treiben. Auch hatte er sich vorgesetzt, sich mehr an seinen Hauswirth anzuschließen und dem würdigen Mann auf jede Weise seine Achtung und Theilnahme zu zeigen. Seine Mutter, das fühlte er dankbarlich, nahm sich seiner häuslichen und ökonomischen Interessen sehr ernstlich an und er hatte nicht zu fürchten, daß sein Erwerb für ihre beiderseitigen Bedürfnisse nicht ausreichen würde. In Hermsstädt war ein Thaler werthvoller, als in der Residenz ein

Dufaten; Wohnung, Nahrungsmittel, alle Lebensbedürfnisse erhielt man gut und zu billigen Preisen. Die großen Forste gaben Brennholz und Wild, der Strom und die nahen Seen Fische, die Stromniederung nährte prachtvolle Heerden und der Käse und die Butter aus der Umgegend von Herrnstadt waren sogar in der Residenz gesucht.

Franke lachte hell auf, als er sich auf diesem Gedankengange ertappte.

„Wie der Schulmeister Wulz,“ sagte er zu sich selbst, „berechne ich den Comfort, den ich mir selbst erarbeiten kann. Gut so, auch das ist eine reelle Lebensfreude, und mit selbsterworbenen Mitteln anständig auskommen, ist wahrhaftig weit angenehmer und genußreicher, als aus Geldfonds, deren Größe man nicht kennt, gedankenlos und ohne vernünftige Eintheilung schöpfen.“

Und da sah denn auch eben das kleine Försterhaus mit dem Hirschgeweih vor der Thüre zwischen den Baumwipfeln hervor.

Der große schwarze Hofhund Sultan schlug an, als Franke am Zaune vorüberging und wedelte dann, den befreundeten Arzt erkennend.

Franke ging in das Dörfchen. Anna hatte ihm gesagt, daß er am Herrenhause vorüber und über

die kleine Leichwiese nach der einsamen Wohnung des Kuhhirten gehen müsse, um die kranke Frau zu erfragen, und als er dort anlangte, sah er sich mit Erstaunen, ja mit Schrecken einem bekannten Gesicht gegenüber. Auf Stroh, im dunkeln Ver- schlage einer Kammer, fand er Ellen Grey auf der letzten Stufe menschlichen Glücks. Franke öffnete die Thüre, um Licht in den dumpfigen Raum zu lassen. Die Sonne war schon im Untergehen und ihre letzten schrägen Strahlen fielen auf das elende Lager der Unglücklichen und beleuchteten ein Bild, das zu schrecklich gewesen wäre, um es zu schildern, wenn nicht ein Himmelsfunken dem Auge des Beobachters entgegengestrahlt hätte: das Licht kindlicher Treue.

Am Bette des von Schmerz gefolterten Weibes kniete — nicht in der Maske des Bucligen, sondern schlank und wohlgestaltet — ihr Sohn, und stützte das bebende Haupt der Mutter mit seiner jugendlich kräftigen Hand.

„Mutter, Mutter, ein Arzt aus Hermsstädt, liebe Mutter, ermuntere Dich,“ sagte der Jüngling, in dessen wilden Augen Thränen glänzten. „Mutter, sieh auf, meine Mutter!“ Dann das Haupt der Leidenden auf das Kissen zurücklehrend, trat er rasch

dem Arzt entgegen und flüsterte ihm zu: „Herr Doctor, wenn es mit ihr vorüber ist, will ich Sie in's Gefängniß begleiten, geduldig und demüthig wie ein Hund, mögen Sie mich dann in Ketten legen lassen und mit mir thun, was Ihnen gut dünkt, lassen Sie mich nur bei ihr, bis ich ihr die armen Augen zugeedrückt habe.“

„Junger Mensch,“ sagte Franke, „ich bin kein Polizeibeamter, sondern ein Arzt, und ich komme nicht, um Sie vor Gericht zu fordern, sondern um die Schmerzen der Kranken zu lindern.“

Franke betrachtete nun die Wunden der Leidenden. Das Uebel war in erschreckender Weise vorgeschritten, aber die Wunden waren mit sorgfamer Hand gepflegt und verbunden. Selbst in der dunkeln, grabähnlichen Kammer herrschte noch ein Schatten von Reinlichkeit, und auf dem Brett, das, über ein Fäßchen gelegt, die Stelle eines Tisches vertrat, lag etwas, das, wo man es auch findet, immer auf das Dasein einer achtbaren, menschlichen Eigenschaft deutet — eine Arbeit. Eine beinahe fertig geknüpftc Jagdtasche, sorgsam und kunstvoll gemacht.

Franke verordnete, was der schwache Mensch, durch Erfahrung geleitet, als nützlich und lindernd bei so gräßlichem Elend erkannt hat, versprach einige

stärkende Nahrungsmittel zu senden und gab vor allem in die Hände des Sohnes alles Geld, was er bei sich trug, ihm sagend, daß es von einem Freunde aus den frühern bessern Zeiten seiner Mutter für diese bestimmt sei.

„Nimm es nicht,“ sagte die Leidende mit hohler Stimme zu ihrem Sohne, „rühre es nicht an, Jack, wenn es der Commerciensrath sendet. Meine Stunden sind gezählt, mein Schweigen laß ich nicht länger erkaufen, ich will sprechen, ich muß sprechen, ich kann eher — das fühle ich — die Ruhe im Grabe nicht finden.“

„Es ist vom Herrn Semmler, Frau Grey,“ entgegnete Franke.

„Die gute Seele,“ sagte Ellen, „es gibt doch Menschen, an deren Milde und Güte alle Quälereien und Erschütterungen des Lebens abprallen. Aber gleichviel. Ich muß und will jetzt sprechen. Knabe, wo hast Du Feder und Papier hingethan, laß diesen Mann, diesen Doctor schreiben, was ich dictire, ich werde unterschreiben, ruft den alten Förster, er soll Zeuge sein.“

Der Sohn entfernte sich mit eiligen Schritten.

„Sie haben mir etwas zu sagen, im Betreff des gräßlichen Giftmordes,“ sagte Franke, einen

festen Blick in das vergelbte Gesicht der Leidenden werfend.

„Etwas? Alles werde ich Ihnen sagen und ein Gewebe enthüllen, schwarz, schwarz wie die ewige Nacht, der ich entgegengehe. Keine Rücksicht soll mich jetzt mehr hindern, nein, keine. Komme dann, was mag, die Ewigkeit oder das Nichts, ich werde Ruhe haben, endlich, endlich Ruhe! O dies Nagen, dies Nagen, dies Brennen, dies Brennen! Kann ein Mensch auch dreizehn Jahre hindurch jeden Tag und jede Stunde am Tage und jede Minute der ewig langen Stunden die Qual erdulden, den gräßlichsten Vergiftungstod zu sterben, und leben, leben, hu, immer leben! Leben, heißt das Leben? Es ist blos die andauernde Todesqual, verbunden mit allem Entsetzen der Todesfurcht. Ein Tod, zehn Tode in jeder Sekunde! — Wo ist mein Kind? wo ist mein Knabe? mein Ein und Alles! Schleppt Ihr ihn nun in's Gefängniß, ihn, der für seine Mutter gebettelt, gearbeitet, gestohlen hat, der für seine Mutter seine schönen schlanken Glieder verrenkte und verdrehte! Schleppt ihn fort in Eure einsamen Zellen, wo Gottes Licht sein dürstendes Auge nicht berühren kann, wo keines Vogels heiliges Lied in sein verlangendes Ohr dringt! Schleppt ihn fort, hinter Mauern

von Stein, und mir, mir lönt es das Grab nach:
Dein Kind ist gefangen, gefesselt — das ist die
Hölle!"

Franke hatte nichts Beruhigendes, kein einziges
Stärkungsmittel bei sich und er sah mit Angst und
Entsetzen, daß Ellen ohnmächtig ward, ja daß viel-
leicht der Tod an das Herz trat, welches jetzt eben
seine finstern Tiefen zu öffnen begann.

Der Arzt stand neben der Sterbenden in aller
Schwäche und Ohnmacht der armen Menschennatur. —
Schon legte die Nacht ihren Sternenmantel über die
Erde. Herbstlich pfliff der Wind um die Hütte. Ein-
samkeit und Grauen beschatteten mit schwarzem Flügel
den düstern Raum, in dem das Elend wohnte. Franke
richtete das Haupt Ellen's empor, es entglitt schwer
und kalt seinen Händen. Er versuchte ihr einige
Tropfen Wasser einzusäßen, daß er in einem zer-
brochenen Töpfchen in der Kammer gefunden. Ihre
Zähne waren zusammengebissen und knirschten. Ein
Gefühl seiner Hülflosigkeit, seiner Armuth kam er-
kaltend über seine Seele, er blickte verzweifelnd hinaus
durch die niedre, offenstehende Hüttenthür. — Da
flamnte gerade ihm gegenüber ein goldnes Licht auf
am Rande des Horizontes. Es war der Mond, der
voll am Himmel emporstieg und seine milden Strahlen

leise auch auf die bleiche Stirn der Sterbenden warf. Für Franke war dieser Mondstrahl ein Strahl des ewigen Lichtes! Es sank in sein Herz und erleuchtete dessen dunkelste, kälteste Tiefen. Er aber beugte seine Kniee in einem Gefühl nie gekanntes, nie geahntes höchster Andacht und am Bett des sterbenden Vasters betete der Zweifler ein wortloses, aber Gott und ihm selbst verständliches Gebet.

Das Menschenleben bedarf nur eines solchen Momentes als Bürgen der Ewigkeit! Das innere Leben hat seine Wunder, das äußere bedarf deren nicht.

Jack Grey und der alte Förster erschienen mit Licht, Cistig, Wein und mancherlei Stärkungsmitteln. Die Stimme des Sohnes rief die Mutter in's Leben; die Helle, die fremden Gesichter, ein Glas mit Gewürz gemischten Weines, rief ihre Erinnerungen zurück.

Sie winkte dem Doctor, sich auf dem Schemel an ihrem Bette niederzusetzen, und sagte, sich selbst mit einer Kraft aufrichtend, die man in dem zerstückten Körper nicht gesucht hätte: „Schreiben Sie.“

„Ich bin bereit,“ entgegnete Franke.

„Ich Ellen Hargreve, verehlichte Grey, klage bei vollem Bewußtsein und im Angeficht des Todes des

überlegten Mordmordes an: den Bruder meiner Mutter, Thomas Werl, zur Zeit Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Hermstädt."

Die Feder entsank der Hand des Arztes.

„Schreiben Sie, schreiben Sie," sagte die Sterbende. „Ich bin bei Verstande und werde beweisen, was ich sage; eilen Sie, meine Stunden sind gezählt.“

Franko schrieb.

„Folgendes ist die Geschichte seines Verbrechens, an dem ich selbst auf schreckliche Art theilhaftig bin.

Thomas Werl kam mit ein Tausend Pfunden, die er in seinem Dienste als Fabrikaußseher in London erspart hatte, nach Deutschland. Ein Zufall führte ihn in das abgelegene Hermstädt, und dort etablirte er sich und gründete eine Tuchfabrik. Die Dampfmaschine, welche er kaufte, kostete ihn mehr als sein ganzes Vermögen; doch hatte er Credit, weil er es verstand, den Schein des Reichthums um sich zu verbreiten. — Sein Hauptgläubiger wurde Anton Mainhard, ein bejahrter Grundbesitzer in Hermstädt. Das Vermögen dieses Mannes war sehr groß. — Thomas Werl, ein anscheinend einfacher Mann, gehörte zu den schlauen Menschen, die es verstehen, die Schwächen und Leidenschaften Anderer zu benützen. — Er erkannte die Schwäche Mainhard's, der das

weibliche Geschlecht liebte, nahm seine Schwester und eine damals junge und schöne Nichte zu sich, die er bis dahin ganz sich selbst überlassen hatte. — Seine Machinationen waren einfach, und die beiden Weiber unterstützten ihn mit weiblicher Schlaueit.

In der Brust der Tochter lebte nur ein einzig reines Gefühl, das Andenken an eine Jugendliebe; doch gab sie sich dazu her, den alten Millionär anzulocken. Sie spielte die reiche englische Schönheit nicht ohne Geschick, und mehr und mehr sah Mainhard sich verstrickt, mehr und mehr öffnete sich sein Herz und seine Börse.

Endlich gelang es ihrer Kunst, den bethörten Liebhaber zu einem Schritt zu vermögen, der die Stellung Werl's für immer sicherte, indem er fast die Hälfte, ja die größere Hälfte seines Vermögens zur Disposition Werl's stellte. — Der Commercierrath gab ihm eine Verschreibung, Ellen das Versprechen, seine Gattin zu werden. — Da kam der Jugendgeliebte Ellen's in das Haus des Commercierrathes. Jakob Grey's Talente und Geist sind in Hermsstädt in unverlöschbarem Andenken. Er ward die Seele des Geschäftes und die Seele des unseligen Mädchens, das sich einem reichen, lächerlichen Greise verkauft hatte. — Blöplich ward ihm noch das Einzige zu

Theil, was ihm im Leben noch gefehlt hatte — Reichthum. Werl wünschte jetzt zehnfach den nützlichen und höchst begüterten Gehülfsen an sich und sein Geschäft zu fesseln. Ellen schien ihm das passendste Mittel dazu. Hier unterstützte ihn des unseligen Mädchens Herz eben sowohl als ihr Kopf. Es blieb kein Mittel unversucht, den lebhaftesten Mann zu verstricken, und endlich gelang es: Ellen und Jakob waren verlobt. — Da drohte der alte Liebhaber Thatfachen aufzudecken, die eben so sehr die Ehre Ellen's als des Commercierrathes compromittiren mußten. Beide zitterten, am meisten das gefallene Weib, das mit allem Wahnsinn der heißesten Leidenschaft liebte.

Außerdem drang der Gläubiger auf Zahlung oder Heirath. Herr Werl stand zwischen zwei Feuern; doch war ihm Jakob's Vermögen mehr zur Disposition, wenn Ellen Gattin wurde, als das Geld Mainhard's; der geniale Künstler beachtete es weniger als der alte Capitalist. — Ellen sollte Jakob heirathen, aber wenn Mainhard schwazte oder seine Documente zeigte, so schlüpfte auch jener aus der Schlinge, die man ihm gelegt. — Werl entschloß sich, mit seiner schönen Nichte den alten Liebhaber auf seinem Landhause aufzusuchen. Dort trafen sie dessen Haushälterin, eine wunderliche, noch junge

Person, die früher gehofft hatte, Herrn Mainhard's Gattin zu werden, im Besitze einer bedeutenden Quantität Arsenik, der in einem Büchschken auf dem Fensterbrette stand, und die beschäftigt, kleine Pastillen zu backen, die Herr Mainhard stets gegen seinen Husten zu nehmen pflegte. Sie hatten mit ihm ein unangenehmes Gespräch, und vor Allem bestand der Alte auf seinen Rechten an Ellen. Die Unglückliche war im eignen Nege gefangen; der Gedanke, vor Jakob Grey's Augen als eine käufliche Dirne dazustehen, war ihr gräßlicher als der Tod, und da Herr Mainhard ein Paar Minuten das Zimmer verließ, sagte sie mit wilder Miene zu dem Verwandten, der hämisch an ihrer Seite stand: „Sie sollen mich nicht zwingen, Niemand soll mich zwingen, vor dem Mann, den ich liebe, als Ehrlose dazustehen. Ich kann ihm so und so nicht angehören; aber hier steht etwas, das mir den Weg aus diesem wüsten Labyrinth zeigt,“ und sie schüttete bei diesen Worten einen Theil des Arseniks in ihre hohle Hand. — Ein düsteres Feuer brannte bei dieser Handlung in den Augen Berl's. Er zeigte mit der Hand auf die Pastillen, die, auf Seidenpapier gelegt, noch als weiche Masse auf einer Blechplatte lagen. Es ist ein wortfarger Mann, der Commerciensrath Berl, aber sein Blick hat eine finstere Beredt-

samkeit. Er blickte in die Augen des auf's Aeußerste gebrachten Weibes, dessen Ehre er verkauft hatte. Er lächelte. — So lächeln Dämonen. — Diese Pastillen verspeist Herr Mainhard erst nach vierzehn Tagen. Es ist kein lebendes Geschöpf die zähen, garstigen Dinger als er. Vierzehn Tage kann man schon der Eitelkeit und Sinnlichkeit eines Greises schmeicheln, wenn man hernach die Gewißheit hat, dem schönsten, hinreißendsten Mann auf der Welt anzugehören. — Das war das Stichwort des Teufels; mit fester Hand streute ich, ich Ellen Hargreve, damals ein fünf- und zwanzigjähriges Mädchen, Arsenik auf das Backwerk. Ich wollte den Rest in die Büchse thun, da trat Sabine Semmler in's Zimmer, Herr Mainhard folgte ihr. Meine Hand bebte und alles Blut blieb in meinem Herzen stille stehen. Aber ohne zu zittern, ohne zu erbleichen, sagte der Dämon neben mir:

„„Meine Nichte will die Hälfte von dem Zeugß da Ihnen abkaufen, Mamsell Semmler, ich verbürge mich für den ordentlichen Gebrauch und will Ihnen dafür bezahlen, was es Ihnen kostet.““ Dabei zog er seine Börse und legte ein Silberstück in die Hand der Haushälterin.

„„Thun Sie den Unrath weg, fort damit auß dem Hause,““ schrie Mainhard, und Sabine schüttete

nun, ohne den Inhalt des Büchschens näher zu prüfen, einen Theil davon auf ein Papierblatt, das der Commerciencrath ihr hinhielt, nahm den Rest und ihr Geld und ging hinaus. Ellen aber duldete die Küsse des Mannes, dem sie den Tod bereitet hatte, versprach, in drei Wochen mit ihrem Verlobten, der eben auf einer Reise begriffen, zu brechen und ging hinweg.“

„Und Jakobine und der Gistmord im Hause des Senator Wallfeld?“ sagte athemlos Franke, als die Entsetzliche erschöpft schwieg.

Ellen lachte hell auf, ein heiseres, gräßliches Lachen.

„Soviel für den Richter,“ sagte sie dann, und der Ton ihrer Stimme glich dem Geträchze der Gule, „doch bin ich noch nicht zu Ende. Hört mir zu, Ihr Alle! ich will Euch nun die Geschichte eines verfluchten Lebens erzählen; was nun kommt, darf Niemand niederschreiben, es ist aufgezeichnet dort oben. Gebt mir Wein, noch einmal Wein, seit Jahren hat er meine Lippen nicht geneht.“

Sie trank in wilden Zügen. Dann sagte sie, einen Blick in das Gesicht Franke's werfend, der sein Blut erstarren ließ: „Kennt Ihr das Glend eines Weibes, das wahnfinnig liebt und sich verachtet sieht? Wißt Ihr, was es heißt, seine Seligkeit hingeworfen

zu haben für ein Nichts, nein, für die Qual der Hölle, in bodenloser, wilder Eifersucht? — Das war mein Loos. Ich ward Jakob's Frau, wehe mir, sein Herz gehörte einer Andern, gehörte dem Wesen, das ich von meiner Kindheit an gehaßt. Sie kennen Jakobine, jetzt kennen Sie sie. Jetzt ist sie kein Schatten mehr von dem, was sie war; schön, geistreich, talentvoll wie ihr Bruder, ihr Bruder — weder er, noch sie, noch sonst Jemand konnte wissen, ob sie wirklich Geschwister. „Einer weiß es,“ setzte sie wild und irrsinnig hinzu, „Einer, der Teufel! Wer einmal Arsenik zwischen seinen Fingern zerrieben und auf eine Speise gestreut hat, der sieht ihn zuweilen. — Jakob verachtete mich und liebte das schöne, reine, bleiche Mädchen, das er zwei Stunden lang seine Braut genannt hatte. O wie ich sie haßte! — Was that ich nicht, um sein Herz zu gewinnen! Ich habe auf meinen Knieen gelegen und ihn angefleht um den Theil seines Herzens, der mir gehörte, mir, denn war ich nicht sein Weib? Und ich war schön, ich war in Paris und Wien eine gefeierte Schönheit, eine Göttin. Hundert Männer lagen zu meinen Füßen, hundert; und er nicht. O er nicht, und ich war doch sein Weib und hatte meine Seligkeit hingegeben, es zu werden — und das wußte er! Ich

hatte es ihm gesagt, ich selbst, was lag mir am Leben, hätte ich auf dem Rade sterben und den Liebesblick seiner Augen in meinem brechenden Auge sehen können, das wäre mir Wonne gewesen. — Weh mir! Er kannte das Opfer, das ich für ihn gebracht, und zwischen mir und ihm zog es nur eine neue eiskalte Scheidewand. — Ihm schauderte vor dem Weibe, das aus Liebe zu ihm gemordet hatte. — Er wollte das Weib, das seinen Namen trug, nicht von Henkershand sterben sehen. Den Antheil Werl's an meiner That hatte ich ihm verschwiegen, er sollte nicht denken, daß andere Motive als die Liebe meine Hand geleitet. O wie er litt, wie der Wahnsinn neben ihm stand, ein drohendes Gespenst! Das sah ich und fluchte meiner Zunge, die mein Geheimniß verrieth, und da, da merkte ich, daß er sterben wollte! — Sterben durch Gift, den Schatten Dessen versöhnend, der seinetwegen gestorben. — Ist das nicht lustig? Lacht doch über den Thoren, der für die Sünden seines Weibes büßen wollte! — Aber er wollte bei ihr sterben, bei ihr, die er liebte. O ich hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und ich kam und las den Abschiedsbrief, den er mir geschrieben, da ist er, lest ihn auch.“ Sie zog mit wilder Geberde die Reste eines Papierblattes, das von Zeit

und Schmutz zerflört war, aus dem Busen und warf es auf den elenden Tisch.

Der Schein des Lichtes fiel darauf, aber nur zwei Worte waren sichtbar geblieben: — „Bereue, Ellen“ —

Franke las sie mit Schauern.

„Weiter, weiter nun,“ sagte er, noch etwas Wein der Ermattenden reichend.

Sie trank mit Begierde.

„Ich suchte ihn bei ihr. Sie war hinweggegangen, sie sollte ihm den Trank versüßen, durch den er sich von mir befreien wollte. Da ergriff ich das Glas und goß das Gift fort. Wohin? — O es fiel an einen guten Ort, in den Speisenapf, den Jakobine den Ihrigen vorsezte. — Ich wollte Niemanden tödten — wie gleichgültig war mir dieser Menschen Tod und Leben! Aber daß er fortging von mir, doch fortging, obgleich ich ihm mein Letztes, mein Einziges gab, das ich mir gespart für das Ende: das, das war hart, das war mehr als auf dem Rade sterben. — Er wußte, daß ich Mutter werden sollte und er verließ sein Kind, sein Kind, weil es das Meine war. — Warum sollte ich sie retten, diese Jakobine retten, indem ich mich als schuldig an dem Tode jener beiden, armseligen Menschen bekannte! — Starb sie

nicht, wie sie lebte — geliebt? — Sollte ich meinem Kinde die Mutter nehmen? — Ehrheit, Großmuth der Reinen, der Albernern. — Ich wollte leben. — Werl brachte mich und mein Kind um das Vermögen meines Mannes — meines Mannes, sage ich, denn das ist er heute noch nach göttlichen und menschlichen Gesetzen. Er ängstigte mir eine Unterschrift nach der andern ab. Zuletzt blieb mir ein Zufluchtsort noch auf der Welt: Jakobinens Vater, der in Polen lebte und dem meine kluge Mutter die Möglichkeit, ein kleines Vermögen zu erben, durch eine nachgemachte Schrift seiner verlassenen Tochter verschaffte. — Ich ging mit meinem Kinde nach Bielawa und lebte dort. Mein Knabe ward dort groß — und gut! Ja, gut, seht mich nicht an. Er ist ein Dieb, ein Landstreicher, aber er liebt seine arme, elende, sündige Mutter und er hat alle die großen göttlichen Talente seines Vaters geerbt. — Als Moris starb, ging ich mit dem kleinen Rest des Vermögens, das er mir hinterließ, nach Italien, meinen Gatten aufzusuchen. Schon nagte die Krankheit in meinem Gebeine, das fürchterliche Uebel, das mich zollweise tödtet. Meine Baarschaft ging zu Ende. Wir gaben theatralische Vorstellungen, mein Jack war Jongleur, Tagelöhner, Bettler, Dieb für

seine Mutter. — Ich wurde alt, elend, elend, elend; Gewissensbisse nagten an mir ärger noch als der Krebs, der mein Gebein zerfleischte. — Wir bettelten uns nach Deutschland. Wir bettelten an der Thür des reichen Mörders. Ich sterbe jetzt! Hier sterbe ich, wo ich nicht Herrin und Gebieterin werden wollte, hier sterb' ich bettelnd am Wege" — sie schwieg, sie blickte wild um sich.

Dann streckte sie die Arme aus und sagte: „Ja, mein Kind, mein Sohn!"

Er trat zu ihr und versuchte ihr Haupt auf den Rissen zurecht zu legen, aber es war nicht mehr nothwendig. — Ellen Grey, das leidenschaftliche, schuldige, elende Geschöpf hatte ausgelitten.

Der Sohn drückte mit zitternder Hand ihr die gebrochenen Augen zu, dann knüpfte er von seinem Nacken ein kleines, seidenes, sehr altes Tuch und deckte es über das Gesicht der Leiche, und als er diese letzte Liebespflicht erfüllt hatte, wandte er sich mit festem Blick an Franke und den Förster und sagte: „Sie können mich jetzt den Gerichten überliefern, aber versprechen Sie mir noch für die Beerdigung dieser Leiche Sorge zu tragen.“

„Junger Mensch,“ antwortete ihm Franke im Tone tiefen Mitleidens, „Sie haben von uns jeden-

falls nichts zu fürchten, ich glaube, daß ich Ihnen sogar Hülfe und Beistand von Freunden versprechen kann, so fern Sie ernstlich den Willen haben, Ihre Kraft und Ihre Talente dem Guten zuzuwenden."

"Was nennen Sie gut?" fragte der Jüngling, und seine großen, dunkeln Augen bligten unheimlich, „für mich war stets dasjenige gut, was mir und der Armen, die mich geboren, Brod gab."

"Wir wollen uns nicht auf Erörterungen einlassen," entgegnete Franke. „Auf alle Fälle rathe ich Ihnen, jetzt mit mir zu gehen, wenn Sie es nicht vorziehen, bei der Leiche Ihrer Mutter zu bleiben, bis wir morgen die Anstalten zu Ihrem Begräbniß getroffen haben. Ich sehe," setzte er dann hinzu, die Jagdtasche in die Hand nehmend, „daß Sie keinen Widerwillen gegen Arbeit, selbst gegen ganz mechanische Arbeit haben. Wer arbeiten kann und will, ist stets einigermaßen Herr seines Schicksals. Es liegt für Sie bei mir noch eine kleine Geldsumme außer der, die bereits in Ihren Händen ist. Jedensfalls naht für Sie nun eine bessere Zeit."

Der wilde Jüngling unterbrach ihn. — „Besser," rief er, dem Schmerz jetzt zügellosen Lauf lassend, „besser, sagen Sie und das einzige Herz, das mich in der Welt liebte, ist vom Elend gebrochen. D

Mutter, o Mutter, nur Dein Kind weiß, wie Du lieben konntest!“

Franke ehrte den Schmerz des Sohnes auch im Verbrecher, war doch die Liebe, die diese Ausgestoßenen für einander gefühlt hatten, der lichte Punkt in ihrem Leben, und er glänzte um so heller, je dunkler der übrige Theil desselben erschien. — Der alte Förster blieb bei dem leidtragenden Sohne. Franke bat ihn, Sorge für den armen Jungen und die Leiche zu tragen und ging, das Herz erfüllt mit tausend ernstern und schrecklichen Bildern, zurück durch den einsamen Wald, in dessen Wipfeln jetzt Nacht und Sturm hausten.

Jakobinens Unschuld war nun erwiesen, — Wallfeld las das Bekenntniß Ellen's, dem allerdings die Unterschrift fehlte, zum Theil mit Grausen, zum Theil aber auch mit innerlichster Herzensfreudigkeit. Er las es in Jakobinens Zimmer neben der großen Myrthenwand und weinend kniete seine unglückliche Schwester vor ihm, seine eiskalte zitternde Hand in ihren bleichen Händen haltend.

Als er geendet hatte, beugte er sich nieder, hob Jakobinens Kopf empor und drückte einen Bruderkuß, den ersten in ihrem gemeinsamen Leben, auf ihren Mund.

„O mein Bruder,“ sagte sie sanft, „ich habe Dir schweres Leid zugesügt, durch Mangel an Achtsamkeit auf die nächsten und kleinsten Pflichten des Lebens. Vergib mir, o vergib mir, um meiner vieljährigen Leiden willen vergib mir, und wenn Du mich auch nie als Bruder lieben kannst, so dulde meine Dienste, gestatte mir wenigstens den Versuch, Dir, wenn nicht das Dasein Derjenigen, die Dir theurer waren als Dein Leben, so doch deren Pflege und Aufmerksamkeit zu ersetzen.“

Wallfeld hob die Blicke gen Himmel, er wollte sprechen, aber die Thränen, die unaufhaltsam aus seinen Augen stürzten, hinderten ihn daran. Endlich die Schwester an seine Brust ziehend, sagte er: „Wir würden uns selbst bestehlen, Schwester, wenn wir nicht versuchten, einander von jetzt an Alles zu sein in aufrichtiger Geschwisterliebe. — Glaube mir, Jakobine, ich habe in diesen langen Jahren Deiner Geduld und Trauer oft mein Herz überwallen fühlen in Mitleid und Liebe zu Dir und ich konnte mich nur fest erhalten gegen den Einfluß der Zeit und Gewohnheit, indem ich mir unaufhörlich in's Gedächtniß rief den bitteren Tod der Meinen, und den Glauben, daß Du ihn aus Haß herbeigeführt. Du hast gefehlt, armes Weib; an der Achtsamkeit auf die

kleinen Pflichten der Häuslichkeit hängt immer das Glück, in einzelnen Fällen wie hier bisweilen sogar das Leben der Familie, aber eine Unvorsichtigkeit, bewirkt durch Gemüthsaufregung, ist, wie schrecklich auch ihre Folgen sein mögen, kein Verbrechen, sondern ein Unglück. Jakobine! wir wollen einander gegenseitig alles Unrecht verzeihen und alles Unglück liebend tragen helfen.“ — Leise aber selig weinte die Schwester an der Brust des Bruders.

Neunzehntes Kapitel.

Nach fünf Jahren.

Die Zeit entfloß für den einfachen Bewohner des Landstädtchens mit eben so raschem Fluge als für den Menschen im Lärm und der Zerstreung der Residenz.

Kurz nach dem Tode und der Bestattung der Landstreicherin Ellen Grey starb plötzlich der Commercienrath Werl, und es ergab sich, daß er nur ein sehr unbedeutendes Vermögen zurückgelassen.

Wohl hatte er die Beschuldigung, seiner Schwester Tochter zum Gistmorde verleitet zu haben, mit Entrüstung zurückgewiesen. Daß eben eingerichtete

öffentliche Gerichtsverfahren autorisirte aber den Staatsanwalt, den reichen Fabrikherrn vor Gericht zu ziehen. Er erlebte es indeß nicht mehr, auf der Bank der Angeklagten zu sitzen, er starb; Niemand weiß wie oder woran, man fand ihn todt in seinem Bette, den Morgen nach Empfang der gerichtlichen Vorladung.

Herr Wallfeld kaufte das Fabrikgebäude und bewohnte mit seiner Schwester Jakobine einen kleinen Theil des stattlichen Palastes, indem wir jene große Gesellschaft mitgemacht haben. — Beide Geschwister traten nie mehr aus ihrer tiefen Zurückgezogenheit hervor.

Sie lebten für und miteinander und nie hat es ein alterndes Geschwisterpaar gegeben, das mehr Freude aneinander, mehr Genuß im gegenseitigen Umgange fand.

Herr Wallfeld erlebte es, daß seine bleiche Schwester wieder malte, muscirte und las, und er fand an Allem, was sie that, Interesse. Jakobine saß oft neben ihm in seinem chemischen Laboratorium oder an seinem großen Schreibpulte, und wenn er lange eifrig gearbeitet, so blickten seine klugen Augen auf in das milde Gesicht der Schwester, und sie reichten einander die Hand und fühlten, daß Lieben

das Glück aller Menschen, Verzeihen aber das Vorrecht höherer, von Gott begünstigter Naturen sei. — Der Registrator Semmler baute auf das Dach seines Hauses ein wirkliches kleines Observatorium, den Plan dazu zeichnete ihm —

Aber ich will nicht fortfahren in dieser Aufzählung einzelner Begebenheiten, ich will den Zauberstab schwingen, den die guten Feen in die Hand des Dichters gelegt haben, und mich und meine freundlichen Leser über fünf Jahre und noch manchen Tag hinwegschwingen bis zu einem sonnenhellen Mai-morgen.

Es ist Mariens Haus, in das ich alle Diejenigen führe, die mich bis hierher begleitet haben, und es ist geschmückt zu einem Feste.

In dem saubern Vorzimmer, in dem Maria Franke zum Erstenmale empfing, sitzt sie jetzt auf der kleinen Ottomane, die stattliche schöne Matrone. Die Zeit hat nur mit leichtem Finger ihre edle Stirn berührt. Klar wie das Sonnenlicht erglänzt ihr heiteres Auge und um den Mund, an dessen Biegung sich die erste leise Spur des nahenden Alters zeigt, schwebt ein glückliches Lächeln.

Sie spricht niedergebeugt zu einem Mann, der

zu ihren Füßen kniet, und dieser Mann ist —
Franke.

„Ja,“ sagt Maria, „Du bist mir theuer, so theuer, daß ich dem Glück Lebenswohl sagen würde, fehltest Du mir im Kreise meiner Lieben. Du zauberst mir neue Jugend in meine Seele und schenkst mir jetzt im Wendepunkt des weiblichen Alters all' das Glück, das ich in meiner Jugend entbehrte. Die Liebe, die Du mir zollst, ist meine höchste Lebensfreude, der Einfluß, den Du mir über Dein Denken und Handeln eingeräumt, macht mich stolz und froh. — Gottes Segen mit Dir, mein Freund, mein Sohn, und leite an sanfter Hand mein Kind auf dem Lebenswege, der lang und nach menschlichen Ansichten glücklich vor Euch liegt.“

Er aber, Franke, unser alter Freund, zieht voll Liebe und Verehrung die schöne Hand, die segnend auf seinem Haupte ruht, an seine Lippen und sagt mit jenem Ausdruck, den nur das Herz hervorbringen kann, nur ein Wort, das Wort, das im Herzen des Weibes am tiefsten nachklingt und am längsten jede Seite desselben beben läßt, das Wort: „Mutter!“ Und nun öffnet sich die Thür und ein reizendes Köpfchen mit schelmischem Ausdruck guckt in's Zimmer und roßige Lippen sagen lachend: „Wahrhaftig,

Mama, Ihr seid wie ein Liebespaar miteinander, Du und Franke, und mein Mann ist nicht wenig eifersüchtig auf den Schwager.“

Wer würde in der großen, stattlichen, äußerst vornehm aussehenden Dame Klärchen erkennen, das fränkliche kleine Kind, das seiner Gesundheit wegen in die Bäder von Nizza gebracht wurde?

Jetzt allerdings schießt es sich kaum, sie so vertraulich bei ihrem Vornamen zu nennen, seit fünf Monaten ist sie Frau Gräfin Gräben und trägt schöne Diamanten im Haare, aber noch einen weiten Ueberwurf von hellblauem Perkal; sie ist vom Toilettenstisch aufgesprungen, um ein wenig mit Mama zu plaudern, die sie seit einigen Monaten nicht gesehen. Sie wohnt auf den Gütern ihres Schwiegervaters und ist gestern erst zu Anna's Hochzeit in Hermstädt angekommen.

Und die Braut! — Hast Du eine Moosrose gesehen, Leser, die eben ihren Kelch dem Strahle des Morgenlichts öffnet? Ein Thautropfen hängt an dem weichen Moose und der Frühsonnenstrahl läßt ihn im Demantschimmer erglänzen.

So Anna an ihrem Hochzeitmorgen! Sie hat ein bescheidenes Loos gewählt, an der Seite eines Gatten, den sie schon in den Kindertagen geliebt,

dessen Bild sie begleitete über die Gipfel der Alpen, dessen Spuren sie suchte an all' den Orten, die vor ihr sein Fuß berührt und für das liebende Herz des jungfräulichen Kindes geheiligt hat. Sie hat ihm die Treue bewahrt; denn ihr, der zuerst erblühenden Schönheit, brachte der glänzende vornehme Jüngling, der sich, so sehr als Sitte und Schicklichkeit es erlaubten, den reisenden Damen angeschlossen hatte, seine ersten Huldigungen dar.

Sie bringt dem Verlobten einen Schatz, mehr werth, o unendlich mehr als ihr ansehnliches Vermögen, mehr noch als ihre jugendliche Schönheit und Reinheit: Verständniß seines Charakters, Achtung und Theilnahme für seinen Lebenslauf und tiefe bewährte Liebe.

Die schönen Glocken, eine besondere Zierde des einsamen Landstädtchens, läuten zur Kirche, und dorthin führe ich meine Leser, zum Erstenmale.

Noch sind ihre kühlen gewölbten Hallen leer. Nur zwei Personen bewegen sich mit geschäftiger Eile am Altare hin und her, Blumenkränze, Teppiche und Kissen ordnend. Auch das sind alte Bekannte von uns, aber wir finden sie in sehr veränderten Verhältnissen, besonders den Jüngling. Es ist Jack Grey, jetzt erster Werkmeister in der großen Wallfeld'schen

Tuchfabrik und die Seele, das Triebrad des Ganzen. Es ist ein schöner, stattlicher, junger Mann, von edler Haltung und ernstem Gesichtsausdruck. — Das Mädchen ist die kleine Dienerin Mariens, aber sie gehört in Kleidung und Aussehen jetzt einer etwas höhern Klasse der Gesellschaft an. — Wohl hatte die rechtliche Gattin ihres leichtsinnigen Vaters von Anfang an danach gestrebt, Herz und Gemüth des jungen Wesens zu bilden, und Lehre und Beispiel haben gute Früchte getragen. Sie ist ein wackeres Mädchen, Mariens rechte Hand, die Vertraute der Wohlthaten, die ihre mütterliche Gebieterin spendet, ihre treueste Gehülfin bei allen Arbeiten des Hauses, aber auch die Theilnehmerin ihres Glückes, wie einst ihrer schweren Leiden. — Einer der großen schönen Kränze, die fertig gewunden in einem großen Korbe lagen, hat sie über Seite gelegt, die andern hilft Jack ihr an verschiedenen Stellen am Altare befestigen.

„Und dieser, liebe Ernestine?“ fragt er, auf den zurückgelegten deutend.

„Den tragen wir auf Deiner Mutter Grab, Jack. Ich habe Duendel hineingewunden, den sie so geliebt, wie Du mir immer erzählst.“

Der Jüngling blickt seine Verlobte mit sinnendem Auge an. „O Du hast ein Herz, mein Lincen,

das wohl weiß, was mich freut, vor Dir kann ich all' meinem Schmerz Worte geben.“

„Sind wir nicht gleiche Lebenswege gegangen, Jack,“ entgegnete das sanfte Mädchen, „und kenne ich nicht das Leid, wie Du es kennst? nur daß Du nicht die Schande einer unehelichen Geburt hast. Deine Mutter war die Frau Deines Vaters in rechtmäßiger Ehe.“

„Ja, das war sie,“ sagt der Sohn, den Kopf mit einigem Stolz emporhebend, „o wie sie auch gesündigt hat, mich liebte sie wie mich nie ein Menschenherz lieben wird.“

„Jack!“

„Außer Deinem treuen Herzen, mein Kinchen, Du liebe, liebe Seele. O Gott ist gut und die Welt ist schön!“

Die Glocken tönen zum Zweitemale.

Die Kirchenthüren öffnen sich.

Da kommt der stattliche Brautzug.

Der alte Herr da, im schwarzen Frack, mit dem Ordensbande im Knopfloche, mit dem gebeugten Haupte und dem schönen weißen Haar, das ist wahrhaftig — das ist der Registrator Semmler, jetzt Doctor Semmler, Mitglied und Correspondent mehrerer gelehrten Gesellschaften, der Entdecker des

achten und neunten Asteroiden, ein Mann, dessen Namen in der Welt viel genannt wird und vor dem Jedermann, sogar seine Schwester Sabine, Respect hat.

Er führt mit altväterischer Galanterie die schöne Mutter der Braut und küßt Mariens Hand, als sie Platz im Kirchenstuhle nimmt.

Graf Gräben und seine schöne junge Gattin sind das zweite Paar.

Senator Wallfeld führt Fräulein Sabine Semmler, deren Gesicht noch spitzer ist als vor fünf Jahren. Alle Achtung aber vor der ehrwürdigen Jungfrau, sie hat sich einen Namen und ganz hübsches Geld gemacht durch den Seidenbau, den sie jetzt im Großen treibt. Ihre Majestät die Königin hat in einem Schreiben an sie ihr allergnädigst ihre allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen gegeben, und Fräulein Sabine fühlt sich allerunterthänigst bis in die Wolken erhoben durch diese Ehre. Die Geschwister Semmler sind am Hofe bekannt und der Registrator hat nach der Entdeckung seines Sternchens sogar mit Humboldt und dem Könige gespeist. Ich nenne die beiden Namen in derselben Ordnung, in der der Registrator sie zu nennen pflegt, der den Namen Humboldt's ungefähr mit gleichen Ehrenbezeugungen

auszusprechen pflegt, wie die alten Mütterchen in der Kirche den Namen Jesu.

Der Postsecretair Walter kommt nun mit seiner Frau, der schönen Lätitia, und den Beschluß macht Herr Oberst Mainhard mit Madame Franke.

Und nun ertönt die Orgel in vollen göttlichen Accorden. Eine Menschenseele haucht ihr tief innerstes Gefühl in diesen Klängen aus. Die Gesellschaft hat um den geschmückten Altar Platz genommen und nun, getragen von der Melodie des Chorals, schreitet das Brautpaar den Gang hinauf.

Auf Franke's Gesicht, wie auf dem seiner holden Braut, liegt neben dem Ausdruck des Glückes der lichte Sonnenschimmer der Andacht. — Er hat das Walten eines heiligen, gütigen Willens, nicht bloß in der leblosen Natur, sondern auch in dem Geschick der Menschheit und der Menschen erkannt, und kein Zweifel kann mehr die innere Sicherheit seines Wesens trüben, kein Spott sie erschüttern. Er weiß und fühlt, daß jeder einzelne Mensch ein Blatt ist am großen Baum des Weltganzen, dessen Wurzeln feststehen im Schooße des Irdischen, während seine Zweige stark und kühn emporstreben zum ewigen Lichte.

Und wer ist die Künstlerseele, die in all' diesen

Herzen den Funken der Andacht weckt durch die Macht der Töne?

Leser, das ist Jakob Grey, der Maler, der heimgekehrt ist in das stille Städtchen und dort am Grabe Ellen's, in der Freundschaft Mariens und ihrer Kinder und in der tiefen Liebe seiner Schwester den Frieden findet, den so lange seine wunde Brust geflohen.

Als er Hernstädt verließ, Verzweiflung im Herzen, floh er wie Cain gejagt von den Furien. In einem Dörfchen an der Grenze Schlesiens packte ihn Krankheit und fünf Monate lang lag er dem Tode nahe in dem Hause eines katholischen Geistlichen, der hier nicht die Stelle des Priesters, sondern die des Samariters übernommen, darum erhielt er durch kein öffentliches Blatt Nachricht von dem Unglück, das sich im Hause Wallfeld's zugetragen. Als er genesen, wanderte er nach Italien und wartete vergebens auf Nachricht von Jakobinen, die hinter Kerkermauern sich für den schuldig geglaubten Bruder opferte.

Erst durch Marien hatte er die ganze Größe dieser Liebe, die Geburt seines Sohnes, Ellen's Geständniß und Tod erfahren.

Die Leiden des Lebens sind Stufen; auf denen

der Genius des Künstlers zur Unsterblichkeit emporsteigt. Jakob Grev hat sie erklimmt, und sein Begleiter, der brennende Schmerz, hat, oben seine Flügel entfaltend und zum Himmel enteilend, sich ihm gezeigt als Engel des Lichts.

Jakobine hat Anna's Myrthenkranz geflochten, keine reinere Hand hätte der schönen Braut diesen Liebedienst erweisen können.

Zur Hochzeit kommt sie nicht, sie ist dem Geräusch der Gesellschaft fremd geworden, aber sie betet für das liebe Kind der Freundin, die nie an ihr gezweifelt hat.

Am Abende des Hochzeitstages standen in einer Fensternische des schönen Gesellschaftsaals im Baum'schen Hause die beiden Reisegefährten und Schwäger im heiteren Gespräch.

„Nun, Du Urphilister,“ sagte Gräben lachend, „es geht Dir hier in der That so übel nicht, und ich könnte wie Alexander sagen: Wenn ich nicht Gräben wäre, so wünschte ich Doctor Franke zu sein.“

„Jeder muß in seiner Fagon eben sowohl glücklich als selig werden, mein Lieber,“ antwortete Franke. „Mir genügt zu meinem Glück die kleine Welt, in die ich mich jetzt hineingelegt habe. Ich achte und

liebe meine Mitbürger, ich habe wahre Freunde unter ihnen gefunden. Ich vergöttere meine Schwiegermutter, ich“ — er sprach es nicht aus: „ich liebe meine Braut,“ aber sein Auge suchte sie im Kreise der anwesenden Jungfrauen und da stand sie, so hold, so schön, so rein!

„O wie segne ich mein Geschick, das Armuth und Arbeit zu Mitteln eines so reinen, so reichen Lebensglückes für mich machten,“ sagte er nach einer Pause.

„Nun, Franke, hättest Du das aber für möglich gehalten, glücklich zu sein in dem Ringe eines kleinen Städtchens am Ende der Welt, als wir zusammen in Paris waren?“

„Ich weiß das nicht, ich dachte zu jener Zeit nicht an ein solches Geschick; aber Glück ist eine Blume, die überall erblühen kann, und es blüht weit häufiger auf der Kunde dieser Erde, als man es glaubt. — Ich bin glücklich!“

„Ich bin es auch,“ entgegnete Gräben heiter.

Das Glück ist wie das Licht überall auf dem Erdboden verbreitet, es ist überall ziemlich gleich vertheilt, und gelobt sei Er, der das Licht und das Glück ausgießt über alle Creaturen; — es ist mehr Licht auf Erden als Nacht, denn auch die Dämmerung

ist Licht! — Und mit dieser Bemerkung sage ich Dir Lebewohl, lieber Leser; denn weil man Glück und Licht nicht beschreiben kann, so endet hier die Erzählung vom Leben eines kleinstädtischen Arztes.

Ende.

1912
G. H. ...
...

Der Weg in den Himmel.

—
Novelle.

THE END OF THE WORLD

1918

Erstes Kapitel.

An der äußersten nordöstlichen Grenze Preußens liegt, gleichsam einen Markstein bildend gegen das ungeheure Rußland, ein Landstrich von rauher Natur, das Fürstenthum Lithauen. — Die Bewohner desselben haben sich im Laufe der Jahrhunderte, die alle andern Völkerstämme jener Gegend germanisirten, ihre Nationalität; ihre Sprache, ja, sogar ihre uralte schöne Tracht bewahrt, und mit Erstaunen und Interesse sehen die englischen, französischen und deutschen Schiffer, welche der Handel nach Memel führt, in dieser Stadt deutscher Zunge und nordischer Art, auf dem Markte die schlanken, hohen Gestalten der lithauischen Bauern in ihren Bastschuhen und blauen Tuchkitteln und die meist sehr hübschen Mädchen mit dem kurzen, gewürfelten Rock, den drei bis vier saubern, roth gestickten Schürzen, dem silbergeschmückten Nieder

und den reichen, blonden, mit bunten Bändern umwundenen Zöpfen, die von einigen rings um den Kopf gewickelt, von andern nach Art der drussischen Frauen in zwei dicken Knoten an den Seiten der Stirn befestigt werden. Ein Schleier von weißem Linnen, ebenfalls roth gestickt, ist auf dem Haupte befestigt, und die Trägerinnen verstehen es nicht selten, sich mit demselben in wahrhaft plastischer Weise zu drapiren. — Die Sprache dieser Kinder einer rauhen Natur ist von einer solchen Weichheit und Süße, daß sie unter einem süblichern Himmel entstanden zu sein scheint, und in der That versichern die Philologen Königsbergs, daß das Lithauische eine Stammverwandtschaft mit dem Griechischen habe.

Die Sanftheit und Biegsamkeit der lithauischen Sprache begünstigt die Poesie, und in der That besitzt das lithauische Völkchen einen Schatz von Dichtungen, welchen der Vergessenheit zu entreißen und der Welt bekannt zu machen, das Bestreben einiger wackeren Gelehrten Königsbergs schon am Ende des vorigen Jahrhunderts war.

An einem Junitage jener und nun schon längst vergangenen Zeit saßen zwei lithauische Kinder auf dem Dünenande im Sonnenschein und spielten mit Muscheln.

Es waren Geschwister, ein Mädchen und ein Knabe, und sie waren Waisen, wenigstens Waisen von einer Seite, denn die Mutter, eine hübsche, fein aussehende Frau von etwa dreißig Jahren, saß nicht weit von ihnen auf dem grauen Kiel eines alten Bootes und flocht oder webte vielmehr aus gedrehter Seide, ohne anderes Werkzeug als einige kleine Holzspäne, ein schönes, buntes Band, das sie in Memel zu verkaufen pflegte, und sah von Zeit zu Zeit mit einem Blicke der tiefsten Mutterliebe auf ihre fröhlichen roßigen Kinder.

„Zuragis,“ sagte das kleine, etwa achtjährige Mädchen, „sieh Dir einmal den Himmel an, Gold, lauter Gold und rother Glimmer, wie das Hochzeitband von der Tochter des reichen Donaleitis.“

„Bah,“ entgegnete der neunjährige Knabe, „was sprichst Du, Margeita, ein Band, was ist ein Band? Da unten weit hinter dem Meere, wo die Sonne untergeht, da müssen ganze Ströme von Gold und rothem Glitter sein, und wer dahin käme, müßte darin baden und untertauchen können, und die goldenen und rothen Wellen schlägen zusammen über seinem Kopf.“

„Ja, wer da hinkommen könnte,“ sagte Margeita, „aber hier ist das weite, weite Meer und hinter dem ist die Welt zu Ende.“

„Unser Vater ist dort,“ flüsterte Juragis, die großen, hellen Kinderaugen nachdenkend auf den flammenden Sonnenuntergang heftend. „Du weißt, unser Vater, der so prächtig ausah in den bunten Kleidern, als er uns zuletzt küßte. „Ich geh' von Euch, Kinder,“ sagte er, „aber im Himmel kommen wir wieder zusammen.““

„Unser Vater ist todt,“ sagte das Mädchen und wischte sich die feucht werdenden Augen mit der geflickten Ecke des Schürzens. „Sie nahmen ihn unter die Soldaten und da haben sie ihn todt geschossen, eine Kugel hat in seiner Brust gefressen und eine hat seinen Arm zerschmettert, so hat es der Herr Prediger der Mutter gesagt.“

Der Knabe schauderte leise, dann aber hob er stolz und kühn den schönen Kopf empor und rief mit einem Anflug von Begeisterung: „Ja, aber er ist doch im Himmel, und wenn man über das Meer fährt, weit, immer weiter, so muß man zuletzt auch in den Himmel kommen. Liegt doch da, wo das rothe Gold flammt, der Himmel auf der Erde fest, und wo die Sonne untergeht oder der Mond, da muß eine Thür sein, durch die sie in den Himmel zurückkehren; und ich sage Dir, Margeita, ich werde in den Himmel gehen, den Vater zurückholen; ich kann die Mutter nicht immer und immer weinen sehen.“

„Ja, aber Du mußt erst groß und alt werden, Juragis,“ erwiderte die Schwester, „erst wenn man alt geworden ist, kann man in den Himmel kommen, und bis dahin ist's noch sehr, sehr lange hin.“

„Ich bin alt genug, in den Himmel zu gehen, Margeita. Was willst Du, ich habe Arme, schau nur, wie lang, und ich kann des Donaleitis großes Boot regieren, und ich brauche ja nur das kleinste Boot zu nehmen und werde doch in den Himmel kommen; je kleiner das Boot ist, in dem ich fahre, desto leichter kann ich durch die kleine Thür schlüpfen, durch welche die Sonne hineingeht. Laß mich nur machen, Margeita.“

„Aber wer in den Himmel gegangen ist, kehrt nicht wieder, Juragis.“

„Ich werde wiederkehren, Margeita, und werde den Vater mitbringen. Verlaß Dich darauf. Ich werde vor den Herrn Gott hintreten, er kann nicht böser aussehen, als der rauhe Apotheker in Kleipeda, und der schenkte mir die Medicin, wie die Mutter krank war, und ich werde sagen: Herr Gott, laß meinen Vater zur Mutter zurückkehren, und behalte mich hier, und müßte ich auch in der Hölle bleiben; die Mutter weint gar zu sehr.“

„Aber wenn Du nicht bei uns wärest, würde sie auch weinen, Juragis.“

„Laß gut sein, Margeita,“ sagte der Knabe mit einem schlaunen Blick, „ich sage nur so, unser Herr Gott ist viel zu gut, der läßt uns Beide zu Euch zurück, wenn ich's ihm nur recht vorstelle.“

„Ach, Juragis, wenn das wäre,“ seufzte das Mädchen, „die Mutter weint Tag und Nacht und kann gar nicht so viel arbeiten, uns Brod und Kleidung zu schaffen.“

In diesem Augenblicke erhob die Mutter ihre Stimme und rief ihre Lieblinge: „Juragis, Margeita!“

Sie liefen zu ihr, hängten sich in ihre Kleider und baten: „Mutter, sing' uns ein Lied beim Nachhausegehen.“

Sie heftete die schönen zärtlichen Augen wechselseitig auf die Kinder, und jedes an einer Hand führend, sang sie beim Gehen in ihrer weichen Muttersprache ein Lied, das in Chamisso's trefflicher Uebersetzung also lautet:

„Her zogen drei Schwäne mit Kriegesgesang
Zu Roß, zu Roß es dröhnend erlang!

Es reiten aus allen Höfen daher

Die jüngern Söhne zum Kriegesheer.

Es ist mit uns gar schlimm bestellt

Und Keiner bleibt, wenn Einer sich stellt.

Du ziehst, mein Bruder, mein Bräutigam, mein Sohn,

Du ziehst in den Krieg, das wissen wir schon.

Wann kehrest Du, mein Bruder, mein Bräutigam, mein Kind,
 Wann kehrest Du zurücke, das sag' mir geschwind?
 Sind Luft und Wasser und Land erst frei,
 Dann säum' ich nicht länger, dann eil' ich herbei.

Während noch die Mutter sang, hatten die Drei
 das kleine Häuschen erreicht, das einzige Besizthum
 der Familie.

Das niedrige, mit Stroh gedeckte Dach war grün
 vom langhärtigen Moose, das darauf wuchs. Eine
 hohe weißstämmige Birke stand unweit der Hausthür
 und ihre feinen Zweige regten sich und flüsterten im
 Abendwinde. Neben ihrem Stamm stand ein mit
 wahrhafter Kunst geflochtener Binsstuhl und darauf
 saß ein schon ältlicher Mann von würdigem Aussehen.

Es war der Geistliche des Orts, Herr Pfarrer
 Ostermeier, und er reichte der Wittwe mit dem Gruß
 Laps waker manumetis (Guten Abend, Frau) die
 Hand, die sie ehrerbietig an die Lippen zog. Dann
 aber griff er in die weiten Taschen seines langen
 schwarzen, keiner Mode der Welt angehörenden Rockes,
 und holte daraus Brod, Wurst, Käse und noch einige
 andere Nahrungsmittel hervor, die er liebeich unter
 die Kinder vertheilte.

Es war ein wackerer und ein wohlhabender Mann,
 der Pfarrer Ostermeier. Die Pfarerstellen in Lithauen

sind alle einträglich und von großem Umfange. Denn da es ein unerläßliches Erforderniß ist, daß der Geistliche die Landessprache geläufig spricht, so finden sich unter der zahllosen Menge der Candidaten der Theologie, welche die Universität Königsberg hervorbringt, immer nur wenige, welche für eine lithauische Predigerstelle geeignet sind. Ostermeier aber war von Geburt ein Lithauer, d. h. sein Vater, Groß- und Elternvater waren schon Prediger in Lithauen gewesen, und er hatte die Sprache seiner Pfarrkinder mit seiner Muttersprache zugleich von seiner lithauischen Wärterin erlernt.

So sah er denn auch bald im heitersten Geplauder mit den Kindern und der Mutter und die weichen Sprachlaute klangen süß und melodisch durch die stille Nachtluft. Juragis sah gedankenvoll im Grase zu den Füßen des Geistlichen und blickte noch immer hinaus in das Abendroth.

„Woran denkst Du, Knabe?“ fragte Ostermeier endlich, dem Träumenden freundlich die Hand auf die Schulter legend.

„Ob ich zu meinem Vater in den Himmel kommen kann, Herr Pfarrer.“

„Das kannst Du, das wirst Du, Juragis, sei nur Dein Leben lang so brav, so fleißig, ehrlich und wahrliebend als jetzt.“

„Fängt der Himmel da an, Herr, wo die Erde und das Meer zu Ende sind?“

„Ja, Juragis, wo das Erdenleben zu Ende ist, fängt der Himmel an.“

„Kann man hinkommen, wenn man immer gerade über's Meer fährt?“

„Ob über Meer oder Land, Juragis, der gerade Weg führt stets in den Himmel.“

„Aber über's Meer geht's rascher?“

Der Pfarrer lächelte. „Das mag wohl mancher Matrose gefunden haben, den der Sturmwind auf seinen Flügeln in den Himmel führte.“

„Und mein Vater ist im Himmel?“

„Ja, mein Sohn, gewiß; einen bessern Mann als Deinen Vater hat's nicht gegeben, und Herzen, wie dem seinigen, ist der Himmel gewiß.“

Zweites Kapitel.

Das Meer war seit Wochen ruhig. Ein stattliches Schiff, in Bauart und Takelage als ein französischer Kauffahrer kenntlich, glitt vor dem Winde dahin. Die lustigen, schwarzbärtigen Matrosen hingen wie kletternde Affen im Segelwerk oder saßen plaudernd am Steuerruder.

Am Bugspriet stand ein schlanker, schöner Mann in der Kleidung eines Obristen der französischen Republik und sah durch ein Fernglas bald auf den wolkenlosen Himmel, bald auf das spiegelglatte Meer. Neben ihm lehnte ein blonder großer Mann mit den ernstesten Zügen und dem kräftigen Bau des Nordländers. Es war ein Lootse von Bornholm, Lars Anderson, von Geburt ein Schwede. Die Wetter

aller Zonen hatten seiner hellen Stirn einen röthlich braunen Schimmer mitgetheilt und sein blondes Haar weiß gebleicht.

„Gibt es Wallfische in der Ostsee?“ fragte der Obrist Dufour französisch den Lootsen, der schon seit geraumer Zeit auf einen Punkt hinstarrte, der sich mit den leichten Wellen gleichmäßig hob und senkte.

„Das ist kein Wallfisch,“ antwortete dieser in derselben Sprache, „aber geben Sie mir einmal Ihr Glas, Colonel, es ist besser als meines, ich halte das Ding da drüben für ein leeres Boot.“

Der Lootse faßte jetzt den schwimmenden Gegenstand, der sich offenbar dem Schiffe näherte, fest in's Auge und sagte dann in seiner Muttersprache: „Das ist ein Boot und ein Mensch ist darin.“

Capitain Maclean, ein Schotte und Führer des guten Schiffes l'aigle, von der Marseiller Rhederei, kam jetzt auch hinzu und befahl eilig das Schiff so zu richten, daß es dem treibenden Boote sich näherte, und bald war der größte Theil der Mannschaft auf dem Deck versammelt und starrte neugierig und theilnehmend auf den Gegenstand, der sich mit jeder Minute mehr als ein Boot auswies, in dem ein schöner blondhaariger Knabe ausgestreckt und todten-

bleich, ein Bild der tiefsten Abspannung, am Boden lag. Einige tüchtige Matrosen waren in Boote gesprungen und hatten sich des treibenden Fahrzeuges bemächtigt. Das Kind in demselben war, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrungsmitteln, ohnmächtig, aber sein Puls schlug noch, obgleich matt und schwach genug.

Der Knabe konnte seiner Größe nach neun bis elf Jahre alt sein. Lange goldene Locken ringelten sich um eine zarte Stirn, dunkle Wimpern kränzten das geschlossene Augenlid und auf dem feinen rosigen Kindermunde spielte ein engelhaftes Lächeln. Die ganze Schiffsmannschaft sammelte sich auf dem Vordeck um den Geborgenen, den man auf eine Matratze gelegt hatte; vorsichtig löste der junge Schiffsarzt, ein Deutscher, ihm ein wenig Thee und sodann etwas Brühe ein. Der Untersteuermann, ein Pole aus der Gegend von Krakau, der auch sehr gut russisch sprach, redete zuerst das Kind an, das sich rasch erholte, aber es verstand die Sprache nicht, und vergebens bemühte sich der Schotte, der Schwede, der Deutsche und die anwesenden Franzosen, sich dem Findling, für den Alle sich interessirten, verständlich zu machen.

Der Knabe sprach. Er sprach bald sogar sehr

lebhaft. Seine feinen Wangen rötheten sich während des Sprechens, seine Augen glänzten. Weich und mild wie Töne einer Aeolsharfe klangen seine fliegenden Worte, die lebhaftesten Gesticulationen begleiteten, aber Niemand verstand ihn. Man redete ihn in allen bekannten Sprachen Europa's an, denn auch ein Vaske war unter den Franzosen, und der Schotte sprach ziemlich geläufig italienisch, in keiner aber vermochte er zu antworten, und als er noch einige leichte Nahrungsmittel zu sich genommen, versank er, die Augen nach dem Himmel gerichtet, den die Abendröthe mit Gold und Purpur malte, in einen süßten Schlaf. Obrist Dufour stand lange neben dem schlummernden Kinde.

Welch' ein schönes Geschöpf, sagte er zu sich selbst, und Welch' eine seltsame Kleidung! Das Hemd von grober aber weißer Leinwand war auf den Schultern mit rothen Blumen gestickt. Die Beinkleider, von einem festen, grauen Drell, die, weit und kurz nur bis an die Knie gehend, die tabellos geformte Wade des Knaben nackt ließen, waren ebenfalls mit Stickerei und blanken Knöpfen verziert; ein blauer, langer Kittel hatte neben ihm im Boote gelegen und die Füßchen des Kindes steckten in Basstschuhen vom feinsten Geflechte. Welch' einem

Geschlechte, welch' einem Volke kann das junge reizende Geschöpf angehören, das eine so wohlklingende Sprache spricht und eine so eigenthümliche Tracht trägt? — Mag eine Mutter den Knaben beweinen? ein Vater ängstlich nach dem Liebling ausschauen? Welch' eine Verkettung von Umständen hat das Kind einsam auf's Meer geführt? Hat es sich unvorsichtig in ein unbefestigtes Boot gewagt? Ist vielleicht ein Verbrechen an ihm verübt worden?

Der Gegenstand dieser verschiedenen Vermuthungen schlief indes und träumte süß, denn er lächelte im Traum und alsdann drangen glänzende Thränentropfen unter seinen langen, seidnen Wimpern hervor, und endlich erwachte er mit einem lauten Jubelrufe.

Obrist Dufour stand noch neben seinem Lager und der Knabe sprang rasch von demselben empor, umklammerte die Kniee des Offiziers, bedeckte seine Hände mit Küssen und gab, eifrig in seiner melodischen Sprache redend, alle Zeichen, daß er um etwas für ihn Hochwichtiges bitte.

Dufour tätschelte liebevoll sein lockiges Blondhaar, hob ihn auf, küßte ihn sogar und sagte endlich zu den Umstehenden: „Er bittet mich gewiß, mich seiner anzunehmen und ihn nicht zu verlassen, und bei meinem Degen, das will ich auch thun, ich will

einen ordentlichen Soldaten aus dem Burschen machen, und er soll bei mir bleiben, bis er das geworden ist."

Allerdings war diese Vermuthung eine ganz irrige, aber sie bestimmte das Schicksal des Knaben, der eben Niemand anderer war, als unser Bekannter, der kleine Lithauer Juragis.

Fest entschlossen in den Himmel zu gehen und den Vater zurückzuholen, hatte er in der Nacht, die jener Unterredung mit dem Pfarrer Ostermeier folgte, das kleine Boot des reichen Donaleitis von der Kette gelöst, sich in dasselbe gelegt und das kleine Segel gehißt, mit dem der Fischersohn sehr wohl umzugehen verstand.

Ein frischer Landwind führte den schnell Entschlummernden noch während der Nacht auf das hohe Meer, und als der Morgen goldig am Himmel hinaufstieg, sah Juragis die Küste seiner Heimat nur wie einen gelblich grünen, dämmernden Streifen am östlichen Horizonte. Drei Tage waren unterdeß verfloßen, in denen der Knabe keine andere Nahrung zu sich genommen, als einige Bissen Brod, die er in die Tasche seines blauen Kittels gesteckt hatte.

Es war dies ein Glück für ihn; das säuerliche Schwarzbrod, dem der lithauische Bauer dadurch, daß

er das Mehl mit kochendem Wasser anrührt, lange die frische Feuchtigkeit zu bewahren versteht, hatte ihn nicht nur als Nahrungsmittel am Leben erhalten, sondern ihn auch vor der brennenden Qual des Durstes geschützt. Stunde um Stunde verrann für den kleinen einsamen Schiffer in heißer Sehnsucht nach dem Pförtchen im Himmel, durch das Sonne und Mond hineinschlüpfen, aber die Ströme von Gold und rothem Flimmer blieben ihm immer gleich ferne, obgleich die Sonne vor seinen Augen zweimal schon Abends hineintauchte und die roth und goldenen Wellen über ihr zusammenschlugen. — Als der dritte Abend herabsank, da währte er der goldenen Pforte nahe, ganz nahe zu sein. Er fühlte, daß Tausend goldene Funken um ihn tanzten, daß purpurne Ströme über ihm wegrieselten. Das große Zelt des Himmels, mit tausend goldenen Steinen gefickt, öffnete sich vor seinen geblendeten Kindesaugen und in dem Lichte, das ihm daraus entgegenströmte, sah er Blumen sich wiegen, größer als die Birke vor seiner väterlichen Hütte und auf ihren funkelnden Blättern hüpfsten Vögel umher, die ihn bei seinem Namen riefen mit den lieben Stimmen seiner Mutter und Schwester, und dazwischen sang einer das Lied von den drei Schwänen, und Juragis nickte

ihm zu, denn das Lied klang noch viel schöner, als seine Mutter es ihm Abends zu singen pflegte, und es war nicht traurig, sondern der Sohn, der in den Krieg gezogen, kehrte heim auf seinem schönen Rappen, ein stolzer, stattlicher Officier und schüttete der alten Mutter goldene Sterne in den Schooß und befestigte Blumen aus dem Himmelsgarten im Haare der Schwester und gab der Braut, die nur drei Wochen um ihn getrauert, Kleider von Himmelblau mit Abendrothsäumen daran, und Juragis war selbst der Heimkehrende und lag am Herzen seiner Mutter, und der Vater stand daneben und Margeite hatte Flügel wie ein Schwan und fächelte ihm damit Kühlung zu, und die Mutter reichte ihm Milch von ihrer Ziege, die er begierig trank, und dennoch ward's plötzlich stille um ihn, nur ein leises Rauschen, wie von den Schwanenflügeln seiner Schwester, konnte er vernehmen, und ihm war unjählich wohl, so wohl, wie noch nie in seinem Leben und er wußte ganz deutlich, daß er aus dem Himmel, wo er nun war, heimkehren und den Vater mitbringen würde.

Als er aus diesem Zustande — halb war er Schlaf, halb Ohnmacht — erwachte, sah er vor sich einen stattlichen, schönen Herrn in glänzenden Kleidern, der ihn mit freundlichen, liebevollen Augen

ansah. Ob das wohl unser Herrgott ist? dachte Zuragis einen Augenblick. Aber er besann sich bald. Es ist ein Mensch! vielleicht ein vornehmer Schiffer — er hatte dergleichen in Kleipeda manchmal gesehen — und Du bist auf einem schönen, großen Schiffe, das lustig vorwärts segelt, gerade dem Himmel entgegen. Jetzt wird es nicht all' zu lange dauern, und wir Alle kommen an die goldene Pforte und ich werde hineinschlüpfen und meinen Vater herausholen. — Aber wie denn zurück? wo ist des Donaleiti's kleines Boot? o weh! zu Hause werden Dich alle Leute einen Dieb nennen, wenn Du das Boot nicht wiederbringst, das Dir nicht gehörte. Er warf sich dem vor ihm stehenden Herrn zu Füßen und bat beweglich, ihn bald in den Himmel zu bringen, dann aber ihm und seinem Vater, den er zurückholen wollte, das Boot wiederzugeben und ihnen zu gestatten, zur Mutter heimzukehren. — Niemand verstand ihn! und endlich kam über den Ermüdeten von Neuem der Schlaf und als er erwachte, munter und gestärkt, sah er ein neues Abendroth den Himmel vergolden, aber es war ihm so fern als in der Heimat.

Drittes Kapitel.

Juragis war drei Wochen auf dem guten Schiff „der Adler“ von der marseiller Rade. — Es hatte den Sund passirt, das Kattegat, die Nordsee und den Canal durchschiffet und befand sich auf den blauen Wogen des atlantischen Meeres. Der geweckte Geist und die Aufmerksamkeit des lithauischen Knaben hatte ihn zum Liebling der ganzen Schiffsmannschaft gemacht, auch konnte er sich bereits mit den französischen Matrosen sehr wohl verständigen, so weit es sich um die Dinge des gewöhnlichen Lebens handelte. Wenn man ihn aber nach der Ursache und Absicht seiner seltsamen Seereise fragte, waren seine Antworten unverständlich, wenn man sie nicht geradezu für die Rede eines Wahnsinnigen halten wollte, und Juragis hatte in allen anderen Dingen durchaus nichts Verkehrtes oder Wahnsinniges an sich, er gab

im Gegentheile jeden Tag neue Beweise von Geist, Verstand und natürlicher Geschicklichkeit. — Oberst Dufour, der sich eine kurze Zeit am Hofe des Kaisers Paul hatte aufhalten müssen, wohin er vom ersten Consul Bonaparte in einer nur ihnen Beiden bekannten Mission geschickt worden war, ging jetzt mit dem Adler, den der Wille des allmächtig werdenden Feldherrn zu seiner Disposition gestellt hatte, nach Isle de France, wohin ihn Familienangelegenheiten riefen. Der Schwede Lars Anderson war in Kronstadt an's Land gesetzt worden und auch dort hatte man Versuche gemacht, die Herkunft und Heimat des schiffbrüchigen Knaben zu erforschen. Aber auch dort hatte Niemand seine Sprache gekannt, hatte Niemand etwas von einer Stadt Kleipeda gewußt, und wie vom Monde gefallen stand das schöne und seltsame Kind noch immer an der Seite seines Beschützers, der von Tage zu Tage es mehr lieb gewann.

• Wieder tauchte der Sonnenuntergang den Westen in Purpur und Gold. Am klaren Himmelsgewölbe hing goldig die Sichel des Mondes und näherte sich mit bemerkbarer Schnelle dem glühenden glänzenden Horizonte.

Die Matrosen lagerten plaudernd auf dem Berdeck und Juragis stand an den Bord des Schiffes

gelehnt und blickte mit heißen Thränen in die Abendröthe.

Oberst Dufour hatte ihn schon eine ziemliche Weile beobachtet und legte endlich sanft seine Hand auf des Kindes Schulter und fragte: „Warum weinst Du, Juragis?“

Der Knabe verschluckte hastig seine Thränen, schon oft hatte die Schiffsmannschaft ihn ausgelacht, wenn er beim Sinken der Sonne geklagt, daß das Schiff, wie schnell es auch segle durch den purpurnen Strom des Abendrothes, der goldenen Pforte, durch welche Sonne und Mond in den Himmel eingehen, nicht näher käme. — Juragis war stolz und kräftig und er mochte nicht das heiße Weh seines Herzens von Neuem dem Spotte preisgeben und als sein Schützer und Wohlthäter ihn jetzt so liebevoll fragte, entgegnete er mit einem Trog, der kräftig im Jügel gehaltener Schmerz war: „Ich will mein Boot wieder haben und allein segeln, nicht auf diesem Schiff bleiben.“

Dufour deutete lächelnd mit dem Finger auf die silberglänzende Flosse eines Hais, der sich unweit des Schiffes und in dessen Fahrwasser aus dem Meere erhob: „Siehst Du das, Juragis?“

Der Knabe bejahte:

„Das ist ein Ungeheuer, welches Dich frißt und

Dein Boot dazu, wenn du vom Schiffe fortwolltest, und wohin wolltest Du auch mit Deinem kleinen Boot hier auf dieser Wasserwüste, wo Du viele Wochen segeln mußt, bis Du Land siehst?“

Das Herz des Kindes sank. „Viele Wochen!“ wiederholte er klagend in seiner Muttersprache. „Und der Himmel und mein Vater d'rein und meine arme, arme Mutter und Margeite.“ Und von Neuem flossen unaufhaltsam seine Thränen, und ohne auf die Gesichter der umstehenden Matrosen zu achten, oder ihren Spott zu fürchten, sank er laut schluchzend auf die Knie, faltete die Hände und jammerte in seiner weichen Muttersprache: „Herrgott! Herrgott! Zeige mir den Weg in den Himmel, daß ich meiner armen Mutter den Vater wiederbringen kann.“

Still aber und blau glänzend lag hoch oben das Himmelsgewölbe über dem Meerespiegel. Keine Antwort ward der verzweifelten Bitte des Knaben, der jammern und die Hände ringend hinauffchaute zu den Sternen, die heller und heller zu schimmern begannen. Fern, ewig fern schien ihm die goldene Pforte zu bleiben, an deren Dasein er so fest, so vertrauend glaubte und seine heißen Thränen dienten nur denen zum Spott, die sich so viel weiser dünkten, als das arme, auf die Meereswüste verschlagene Kind.

Er weinte sich in Schlaf und, wie schon mehr als einmal, nahten tröstende Träume seiner harten Lagerstätte. — Er sah den Himmel offen, er sah die Engel, an die er glaubte, er hörte ihre Stimmen und ihr Versprechen, daß er den Vater finden, daß er in die Heimat zurückkehren werde.

Als er erwachte, war Mitternacht bereits vorüber. Ein gutmüthiger Matrose hatte einen Mantel über ihn geworfen. Alles auf dem Schiffe ohne Ausnahme schlief.

„Was das nur sein mag, was so braust und zischt und kollert unten im Bauche des Schiffes,“ dachte Juragis und richtete sich empor und schaute um sich her.

Der Matrose am Steuer nickte mit dem Kopf am Kompaßhäuschen und stehend schlief in seinem Mantel gehüllt und am Mast lehnend der junge Steueremann. Ein brenzlicher Geruch erfüllte die Luft, alles ringsumher war ruhig, dem Knaben wurde das Athmen schwer.

„Das ist Feuer,“ mußte er sich sagen, er hatte den Geruch schon kennen gelernt in seinem kurzen Leben, als noch während der Anwesenheit seines Vaters die Scheunen in seinem Heimatdörfchen brannten und die wilden Flammen sich auch auf

die ärmlichen Wohnungen stürzten und mehr als ein Haus des Nachbarn und Befreundeten in Asche verwandelten.

Rings um das Schiff lag ruhig und spiegelklar in schweigender Majestät der Ocean und über ihm wölbte sich so friedlich, so heiter der weite Himmel. Suragis legte die warme Kinderhand auf die Schulter des Matrosen am Steuerrade und sein weniges Französisch zusammenfassend, rief er ihm ängstlich zu, daß es brennt.

Im gleichen Augenblick erwachte auch der junge Steuermann und der Ruf: „Feuer!“ schallte mit erschreckender Gewalt durch das Schiff, das einsam auf offenem Meer ein Spiel jener fürchterlichen Naturkräfte geworden war, die das Gebild der Menschenhand hassen.

Oberst Dufour war einer der Ersten auf dem Verdeck und sein Gefahren gewohntes Auge sah bald, von welcher Seite ihm und allen Andern das Verderben am raschesten entgegeneilte.

„Die Pulverkammer, Capitain Macleen,“ flüsterte er leise dem Schotten zu.

„Wir müssen eine Spritze dorthin lenken und einen Menschen bei derselben aufstellen, der die Fortschritte der Flamme beobachtet,“ entgegnete dieser.

„Ich selbst will das thun.“

„Sie dürfen das Deck nicht verlassen, Colonel, Ihr mannhafte Wesen erhält die Andern in Disziplin und so lange auf einem verunglückenden Schiff, die noch herrscht, so lange ist noch Hoffnung, wenn auch nicht zur Rettung des Fahrzeuges, so doch des Lebens.“

Der Capitain war indeß von dem Obristen begleitet in den Raum hinabgestiegen. Juragis war ihnen gefolgt. Die beiden Männer richteten nun eine Spritze in jenen dunkeln Raum, aus dem das Verderben ihnen mit nachtschwarzen Augen entgegen- glökte.

„Der zuverlässigste Mann muß an diesen Platz,“ sagte Macleen.

Juragis legte die kleine Hand auf die Hand seines Beschützers und nur eines seiner wenigen französischen Worte ging über seine Lippen: „Moi.“

„Er hat Recht,“ rief der Obrist, „er kann die Spritze ohne große Mühe regieren, er hat keinen Begriff von der Gefahr des Punktes, auf dem er steht, und ich weiß bereits aus vielfachen Proben, daß er gehorsam, ausdauernd und pflichttreu ist.“

Mit Nachdruck und Ernst belehrten die beiden Männer den Knaben jetzt über die wenigen Hand-

griffe, die er anzuwenden habe. Befahlen ihm dringendst nicht von der Stelle zu weichen, was auch geschehen möge, und gingen hinauf zu andern Pflichten.

Zwei Stunden noch herrschte wilde Verwirrung und all' jene rastlose und unglaubliche Thätigkeit am Bord des Adlers, welche die äußerste Gefahr in muthigen und thatkräftigen Menschen entwickelt, dann wurde die wackere Mannschaft des Feuers völlig Herr. Die Pumpen hörten auf zu spielen, die Spritzen wurden unnöthig, die Sonne stieg am wolkenlosen Himmel empor und schien auf das Dankgebet der Geretteten. Capitain Mcgeen und Obrist Dufour gingen hinab, um allen Schaden in Augenschein zu nehmen, und an der dunklen Stelle, wo sie ihn hingestellt hatten, bleich von der Anstrengung und geschwärzt von Dampf und Rauch, stand Juragis noch und arbeitete an der leeren Spritze. — Er kannte nicht die Signale, die Jeden von dem ihm angewiesenen Posten zurückgerufen, und pflichttreu war er an seinem Plage geblieben, bis diejenigen, die ihn dorthin gestellt, durch einen Zufall ihn auch von dort abzulösen kamen. — Obrist Dufour legte die Hand auf den Kopf seines Schüßlings und sagte mit wahrer Freude: „Braver Knabe.“

Viertes Kapitel.

Der Friede von Campo Formio war geschlossen, der Venedig zum Eigenthum Oesterreichs und die übrigen Staaten Italiens zur cisalpinischen Republik machte.

Den Aufstand in der Vendee konnte man für beendet halten, obgleich das Feuer desselben unter der Asche fort und fort glimmte. Es war daher dem Adler möglich, in einen Hafen dieses Landstriches einzulaufen, in dem vor-Kurzem noch jedem Officier der „Blauen“ der gewisse Tod gedroht hatte, und hier betrat Juragis an der Seite seines neuen Freundes und Schützers nach seiner seltsamen Flucht und einem fast sechswoöchentlichen Aufenthalt auf offenem Meere zum Erstenmale wieder festes Land.

Obrist Dufour fühlte sich gedrungen, seine Reise in seine südliche Heimat aufzugeben, als er den französischen Boden wieder betrat.

General Bonaparte lag mit einer großen Armee in Boulogne und man sprach ernstlich von einem Feldzuge gegen England. Wie hätte Dufour zurückbleiben sollen, wenn es einen Kampf gegen den Erbfeind seines Landes galt.

Er meldete sich bei der nächsten Militairbehörde und erhielt bald den Befehl, sich nach Toulon zu begeben, wo er fernere Instructionen finden würde.

Es war eine Zeit, in der Jugend und Alter die Waffen trug, und es kann daher Niemanden wundern, daß Dufour seinen kleinen Schützling in die Uniform eines Trommlers steckte und mit sich nach Toulon nahm, wo er von einem alten Tambour, der bei zwanzig Schlachten die Signale getrommelt hatte, in seiner Kunst belehrt wurde.

Der Lithauer ist vielleicht der anständigste Mensch des ganzen nordöstlichen Europa's. Tausend Arbeiten, zu denen Kunstfertigkeit, Aufmerksamkeit und Nachdenken gehören, werden von ihm fast instinktmäßig betrieben. Die feinen Korbflechterarbeiten der lithauischen Bauern, ihre sauberen Seidenflechtereien, ihre zierlich gearbeiteten Tabacksdosen von Rinde sind bekannte und

geschätzte Handelsartikel, und Juragis gehörte einer Familie an, die sich von jeher durch Fleiß und Geschick ausgezeichnet hatte. — Es währte nur sehr kurze Zeit und der Knabe, von dessen Vaterland Niemand eine Ahnung hatte, war der geschickteste Trommler unter den in Toulon versammelten Truppenmassen.

Er war noch nicht drei Monate unter den Franzosen und schon ihrer Sprache vollkommen mächtig, und obgleich er gern und viel mit seinen neuen Kameraden plauderte, die das hübsche Kind auf tausendfache Weise hätschelten, die Geschichte seiner Flucht aus der mütterlichen Hütte und den Zweck derselben theilte er Niemanden mehr mit. Einmal nur hatte er seinem Herrn und Freunde Alles erzählt, und dieser war bei den begeisterten, sehnsuchtsvollen Worten des Kindes in ein krampfhaftes Gelächter ausgebrochen. — Juragis hatte darüber geweint bitter, bitter, aber er hatte sich zugleich selbst geschworen, das Streben seines Herzens in die tiefsten Tiefen desselben zu verschließen.

Abends, wenn in dem Hause, das er mit seinem Obristen bewohnte, Alles in lautloser Stille lag, dann sank er in seinem einsamen Kämmerchen auf seine Kniee und betete mit heißer Inbrunst: „Herrgott!

Herrgott! zeige mir den Weg in den Himmel und laß mich meinen Vater finden.“

Wenn er allein war und die Obliegenheiten seines Dienstes erfüllt hatte, eilte er oft an den Meeresstrand und sang den blauen Fluthen die klagenden Melodien seiner Heimath vor.

Seine sanfte Kinderstimme entwickelte sich dabei von Tage zu Tage mehr zu einer bewundernswerthen Kraft und Reinheit, und die Wellen des mittelländischen Meeres rauschten leise zur Begleitung des süßen Gesanges.

Indeß diese Tage einer verhältnißmäßigen Stille im Leben des lithauischen Knaben vergingen nur zu rasch.

Die Welt erschrak über das Machtwort ihres künftigen Gebieters: „Nach Aegypten!“ und Zuragis sah sich bald wieder auf dem Meere an der Seite seines Obristen.

Das Schiff, in dem diese Beiden sich befanden, die von Stunde zu Stunde mehr Wohlgefallen an einander fanden, gehörte zu denen, die auf Malta landend den alten Hochmeister von Hompesch zur Capitulation einschüchterten.

Napoleon ließ viertausend Mann auf jener kleinen Insel und darunter auch den Obristen Dufour mit seinem kleinen Trommler.

Das Felsenland, das für eine Zeit lang der Aufenthaltsort des rüstigen Offiziers ward, dünkte ihm ein langweiliges Gefängniß, und der Knabe, der dasselbe mit ihm theilte, war bald seine einzige Freude.

Dufour bewohnte ein hübsches Haus im Innern der Feste la valette. Juragis mußte bei ihm bleiben und der alternde Offizier fand seine Freude an dem lernbegierigen Kinde.

Juragis lernte hier, von seinem Obristen selbst unterrichtet, französisch lesen und schreiben und machte wunderbare Fortschritte.

Dufour, der sich während der wilden Kriege der Revolution zu seinem militärischen Range emporgeschwungen, war freilich eben kein Gelehrter. Seine Belesenheit ging nicht viel über die fliegenden Blätter jener aufgeregten Zeit hinaus, deren Tendenz dem lithauischen Knaben geradezu unverständlich war, obgleich er sie dem Wortlaute nach sehr schnell lesen lernte.

Was wußte Juragis, das Kind einer sanften Mutter, von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten? von den Schlagwörtern jener Zeit, die aber schon anfangen, ihren gewaltigen Klang zu verlieren vor dem Klange der Tuba, die Napoleon's kriegerischen Ruhm verkündigte.

Es ward nicht heller in dem Kopfe des Knaben durch das, was er sah. Dagegen bildeten sich wunderbare Bilder in ihm aus: von der Größe der Welt und der Allmacht des Herrgottes. — Seine Seereisen, seine weite, bedeutende Landreise nach Toulon, die er mit seinem Obristen in einem Silwagen gemacht hatte, der Wechsel der Klimate, die Verschiedenheiten der Vegetation, die er bereits kennen gelernt, verbunden mit dem Umstande, daß die ersehnte Pforte des Himmels ihm, wo er auch sich aufhalten mochte, immer gleich fern blieb, ließen in seiner Seele mächtige Spuren zurück und dennoch ward seine kindische Hoffnung, an's Ende der Erde und in den Himmel zu gelangen, nicht geschwächt, sondern nur lebhafter gemacht, durch einen Umstand, der einem minderbegabten und nicht an das Leben im Freien gewöhnten Kinde vielleicht gar nicht aufgefallen wäre.

Juragis bemerkte, daß sich der große Wagen, der in seiner Heimath fast steil über seinem Kopfe gestanden, jetzt weit tiefer am Himmel zeigte. Es war einer jener göttlich schönen Nächte, die nur der Süden kennt, als der Knabe, sehnüchtig am Ufer stehend und dem Rauschen der Wellen, dem wilden Gesang der braunen Fischer lauschend, wieder mit jenem

unsäglichen Schmerz an die ewig gleiche Ferne der purpurgoldenen Eingangspforte in den Himmel dachte. Schon verglommen die letzten Glutsstreifen des Abendrothes, der Vollmond stieg prächtig auf über dem Meere und einsam und träumend saß das verwaiste Kind auf einer jener mächtigen Steinstufen am Hafen von la vallette, deren Anblick uns im Bilde schon so sehr ergreift.

„Herrgott! Herrgott!“ rief er, das thränenschwere Auge nach oben erhebend, seinem einzigen Vertrauten zu, „werd' ich in den Himmel kommen und meinen armen Vater finden? Gib mir ein Zeichen, Herrgott, daß ich immer noch auf dem rechten Wege bin!“

Da sah er das Zeichen! Jene Flammenpunkte, die er an der Seite seiner kleinen Schwester immer in der höchsten Höhe, des Himmelgewölbes erblickt hatte, sie standen jetzt vor ihm weit unten. Er war auf dem rechten Wege! —

Er stand auf. Wie außer sich breitete er die Arme aus nach dem Himmel und er würde in seiner Aufregung in's Meer gestürzt sein, wenn nicht sein Beschützer, Obrist Dufour, der eben einen Spaziergang gemacht, seine Hand ihm auf die Schulter gelegt und ihn zum Bewußtsein seiner Umgebungen und Verhältnisse zurückgeführt hätte.

Von jetzt ab war des Kindes Herz mit neuer Freude, neuer Kraft erfüllt, und mit Macht erwachten wieder in ihm die Erinnerungen aus der Heimath.

Täglich sang er am Meeresufer die lieblichen Weisen und süßen Worte seiner heimatlichen Lieder; täglich flehte er mit heißer Inbrunst zu seinem Herrgott, ihn fortzuführen von der felsigen Insel, die ihm ein großes, buntes Gefängniß war, und ihn näher zu bringen der goldenen Pforte, dem Ziele all' seiner Sehnsucht.

Obrist Dufour theilte in gewisser Beziehung des Knaben Wünsche; auch er war höchst ungeru auf Malta zurückgeblieben und es gelang ihm endlich, von dem Obergeneral selbst einen Ruf nach Aegypten zu erhalten.

Obgleich diesmal die Seefahrt des Knaben dem Aufgange, nicht dem Untergange der Sonne entgegen ging, so war er doch glücklich, als er wieder die Segel sich entfalten, das blaue Meer am Bug des Schiffes aufschäumen sah. — Vorwärts, immer vorwärts ging es und bald sah sich Dufour unter seinen alten Kameraden, Juragis an der Spitze einer großen Colonne Soldaten, die ebenfalls vorwärts der Wüste entgegen zogen.

Glühend hob sich der Sonnenball empor zu seiner

höchsten Höhe über dem Haupte des kleinen Nordländers, glühend tauchte er wieder hinab, jetzt nicht mehr in das purpurne Meer, sondern in die Flammen des Wüstenandes.

Ein kühner Muth, eine Ausdauer, die unter den ältesten Veteranen in jener hochberühmten Kriegerschaar nicht übertroffen werden konnte, beselte den schönen Knaben, der bald der Liebling der Soldaten war, wie er der Liebling der Matrosen gewesen. Dazu war ihm ein besonderes Talent von der Natur verliehen, das Talent, von dem man bisweilen in einigen, märchenhaft klingenden Sagen hört, durch einen gewissen Instinct die Nähe des Wassers zu erkennen. Wenn auf den Märschen in der tropischen Hitze das Regiment, dem Juragis voranzog, vor Durst schwachtend die Augen in die Ferne heftete, gelang es dem Zuspruch des Knaben, die härtigen Soldaten zu erquickern durch die Versicherung, daß sich rechts oder links in einiger Entfernung gewiß ein Brunnen fände, und in der That irrte er sich bei dieser Zusicherung nie.

Den Knaben schien keine Anstrengung in dem fremden Klima zu ermatten, keine Wunder der fremden Welt zu verwundern, und dem Gefühle der Furcht schien er ganz und gar unzugänglich zu sein. In der Schlacht bei den Pyramiden stand er fest

wie der älteste Krieger im Kugelregen und der laute, sichere Schall seiner Trommel ließ sich tactfest vernehmen im wildesten Schlachtgewühl.

Der Obergeneral, der auf feurigem arabischen Pferde an der geschlossenen Colonne vorüberritt, warf einen seiner zündenden Blicke auf den schönen Knaben, aus dessen dunkelblauen Augen ein ebenso fester Wille sprach, als er ihn selbst in der stolzen Brust trug. Schon das blonde Lockenhaar und die zarte Gesichtsfarbe, die die Sonne des Südens nur in höhere Rosengluth zu tauchen, aber nicht zu bräunen vermocht hatte, unterschied ihn von den dunkeln Gestalten der französischen Soldaten und machte einen seltsamen Eindruck auf den Mann des Jahrhunderts, dessen Phantasie ebenso lebhaft war als alle seine Geisteskräfte.

Am Morgen nach jenem verhängnißvollen Tage saß Napoleon in seinem Zelte bei dem Dorfe Embabeh. Berthier war bei ihm und sie sprachen von dem Uebergange der Armee über den Nil.

„A propos, General,“ sagte der Obergeneral sich plötzlich unterbrechend, „wer ist das blonde Kind, das so wacker auf dem linken Flügel vor der Division Dufour's trommelte? Schicken Sie doch eine Drayonnanz nach dem Knaben, ich möchte ihn sehen.“

Eine Viertelstunde später stand Juragis in militärischer Haltung furchtlos und mit lächelndem Kinderzund vor dem Mann, vor welchem damals schon die Welt zu zittern begann.

„Wie heißt Du?“ fragte der Obergeneral den kleinen Tambour.

„Juragis.“

„Wo bist Du zu Hause?“

„Unweit Kleipeda.“

„Wie kamst Du so jung zur Armee?“

„Herr, ich wollte in den Himmel, meinen Vater holen und kam auf das Schiff des Obristen Dufour, mit dem ich hernach, als das Feuer es zwang, einen Nothhafen zu suchen, nach Toulon und dann nach Malta und endlich hierher zog.“

„Was sagte das Kind?“ fragte Napoleon mit ziemlich verwundertem Gesicht.

Obrist Dufour, der seinen Schützling begleitet hatte, erzählte dem Feldherrn die Geschichte desselben, so weit sie ihm selbst bekannt und verständlich geworden war.

Mit vergrößerter Theilnahme blickte Napoleon auf das schöne Gesicht des Kindes und lächelte, als er in die festen, kühnen und schwärmerischen Augen desselben sah

„Nun, Colonel,“ sagte er, als Dufour seine kleine Geschichte beendet hatte, „das Räthsel da mit den goldigen Haaren ist offenbar liebenswürdiger, als der alte halb im Sande begrabene Sphinx. Wir wollen das Bürschchen, wenn wir in die Heimath zurückkehren, Arago übergeben, daß der ihm bessere Kenntniß von Himmel und Erde beibringt. Vor der Hand, Dufour, machen Sie ihn zum Fähndrich; er wird den Adler so gut und so tapfer zu handhaben verstehen als den Trommelstock.“

Beklebet mit seiner neuen Würde und der damit verbundenen Uniform zog Suragis zwei Tage später in Kairo ein.

Der blonde Knabe, dessen Heimath Niemand kannte, und sein seltsames Streben, den Himmel zu erreichen, waren in der französischen Armee in Aegypten und unter all' den vielen Personen, die mit derselben in Berührung und Beziehung standen, ein Gegenstand des Gesprächs geworden. — Der Obergeneral interessirte sich für ihn!

Fünftes Kapitel.

Monate waren verfloßen.

Obrist Dufour war in Kairo wie in einem Märchen. Er hatte keine Zeit, sich um Juragis zu kümmern, denn er hatte eine Bekanntschaft gemacht, die alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

Bald nach dem Einzug Bonaparte's in die mächtige Stadt der Pyramiden hatten die französischen Offiziere, die unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten — Franzosen blieben, einen Ball arrangirt.

Er war charakterisirt durch die Nationalitäten, die sich auf demselben begegneten. Armenische und koptische Damen bildeten die Mehrzahl unter den anwesenden Schönen. Die Frauen einiger wenigen französischen Offiziere in ihrer eng anschließenden Tracht, auf die ein Wigbold jener Zeit den Reim machte:

Ghemise und Hemd sind Eins,
 Aermel hat keins.

stachen seltsam ab gegen jene eingebornen Damen in ihren Pantalons und talarartigen Ueberwürfen.

Aber diese Kleidung barg die orientalischen Reize, welche den Männern unsers Erdtheils so besonders anziehend erscheinen.

Die bildschöne Witwe eines armenischen Kaufmanns war der Gegenstand von Dufour's Huldigungen an jenem Abende geworden und von da ab war alle Zeit, welche nicht dem Dienst gehörte, ausschließlich ihr gewidmet.

Juragis dagegen schweifte, wenn er dienstfrei war, außerhalb der Stadt in den Gärten umher und wagte sich nicht selten an Stellen, von denen sein scharfes Auge den Goldschimmer der Wüste erblicken konnte.

Ein tiefer Schmerz lag fest in der Brust des Kindes. Die Welt war so groß, der Himmel so fern und er so allein inmitten des Menschengewühls, das ihn umgab.

In der Einsamkeit nur fühlte er sich wohl. Im Schatten der Palmen besuchten ihn seine Erinnerungen. Die klagenden Töne des Windes, der vom Aufgang her wehend Blumendüfte auf seinen Flügelstrug, klangen ihm wie der Gesang seiner Mutter.

Er durfte nur die Augen schließen und die Gestalt seiner Schwester stand vor ihm und schien ihm zur Heimath zurück zu winken. Ach, diese Heimath mit Allem, was er so sehr geliebt, war ihm für ewig verschwunden. Niemand, wie weit er auch umher kam in der so ungeahnt großen Welt, kannte auch nur ihren Namen, Niemand verstand den Klang seiner süßen Muttersprache. — Wenn die französischen Soldaten sich Abends um die Wachtsfeuer versammelt hatten, so war es ein Vergnügen der härtigen Männer gewesen, den kleinen Trommler zum Singen zu bewegen. Der Fahnenjunker hatte keine Kameraden mehr, die Disciplin trennte ihn von denselben, und die, welche an Rang jetzt mit ihm gleichstanden, waren Jünglinge und weit weniger geeignet, ihn zu lieben, mit ihm zu plaudern und zu scherzen als die rauhen Männer, die an ihm das schutzlose Kind gehätschelt hatten.

Anfangs näherten sich die jungen Offiziere dem Knaben, der ihres Gleichen geworden, sie fingen an, ihn in ihre Gelage zu ziehen, aber Juragis stand unter ihnen, als wäre er ein Wesen anderer und trotz seiner Unwissenheit höherer Art als sie.

Der Wein, der so nothwendig zu den Freuden der männlichen Jugend gehört, war dem Knaben

mondes streute einen zarten Regenbogenglanz auf die perlenden Tropfen, die, wie der feuchte Schleier der Nymphe jenes stillen Plätzchen nach allen Seiten niederfallend, dem Rasen, den sie bethauten, seine köstliche Frische erhielten.

Hier stand, umweht vom Hauche der Myrthen und Drangen, die ganz in der Nähe einen Hain bildeten, ein Sitz von zierlichem Bambusgeflechte, auf dem der Knabe manche Nacht bereits verträumt hatte.

Heute war dieser Platz nicht leer wie sonst. Ein Wesen hatte ihn eingenommen, das Juragis, wenn er es in seiner Heimath gesehen, unfehlbar für den Geist des Sonnenstrahles gehalten hätte, von dem die lithauischen Sagen so viel Schönes erzählen. Jetzt indeß hatte er des Schönen und Wunderbaren schon so viel gefunden, daß er Alles oder Nichts für Feenwerk halten mußte, und so sah er denn, daß das kleine zierliche Wesen, das heiß weinend auf seinem Lieblingsplätzchen saß, ein Kind war, wenig jünger als er selbst. Die Kleine trug den leichten, zierlichen Anzug, den das Klima des Orients nöthig macht, und das dunkle reiche Haar war in Flechten um das Köpfschen fast eben so gewunden, wie zu Hause das blonde Haar seiner Schwester Margeita.

Juragis war ihr ganz nahe getreten, ohne daß sie ihn in ihrem Schmerze zu bemerken schien.

Sie weinte so heftig und so innig. Juragis' Augen füllten sich ebenfalls mit warmen Thränen. Er wußte wohl, was Schmerz und Sehnsucht heißt, und endlich legte er leicht seine Hand auf ihren gebeugten Nacken und sagte in seiner weichen Muttersprache: „Weine nicht mehr!“

Das kleine Mädchen fuhr empor, aber sie schien nicht erschrocken beim Anblick ihres Gefährten.

Sie zuckte leicht die Achsel, ein verächtlicher Ausdruck flog über ihre schöne, gekrümmte Lippe und ein Laut, dessen Sinn Juragis so wenig verstand als ihr sein Trostwort hätte verständlich werden können.

Sie bemerkte dies und sagte französisch, indem sie einen festen und stolzen Blick auf den Eindringling warf: „Also auch hier ein Franzose!“

„Ich bin kein Franzose,“ entgegnete der Knabe, „und wenn Du die Franzosen hassest, Fee oder Prinzessin — was Du auch sein magst — mich kannst Du lieb haben.“

„Was bist Du denn, wenn Du kein Franzose bist?“ fragte das Kind weiter.

„Ich bin ein Knabe, der aus einem Lande hierher kommt, in welchem die Sterne des Bären dort

unten hoch oben am Himmel stehen. Aus einem Lande, wo einmal im Jahre der Tag so lang ist, daß die Abendröthe von Westen nach Osten rückend, in drei kurzen Stunden zur Morgenröthe wird, und wo zu einer andern Zeit die Sonne oft Wochen lang gar nicht die dichten Wolken am Himmel durchdringen kann in den wenigen Stunden, die für Tag gelten. Wo es wieder Nacht ist, bevor der Tag recht angebrochen. In meiner Heimath wird in den kurzen Wintertagen das Wasser des Stromes hart und fest wie Glas und die vom Dache niederrinnenden Tropfen verwandeln sich in süße glänzende Steine. Vom Himmel fallen dann statt des Regens weiße, weiche Federchen, die über Land und Strom eine zarte Decke legen. Die Zweige der Bäume tragen nicht mehr Blüten und Blätter, sondern glänzende Edelsteinchen, die aneinander zu feinen Fädchen gereiht sind. Dann sind die mächtig großen Fannen, die in den Sommertagen schwarzgrüne Nester mit maigrünen Spitzen haben, an denen lange, rosenfarbige wunderliche Blumenzapfen hängen, plötzlich über Nacht mit Mänteln von Silberfädchen bedeckt, und die Birke vor meiner Mutter Hütte ist es auch; das Meer dampft, der Wind hält die kalten Flügel an und nur unten am Boden haucht er leise über die weiße Decke und

hebet einen Schleier davon empor, so fein, als sollte Dein Haupt oder das der Elfenkönigin damit bedeckt werden. Dann bricht durch's Grau der Wolken ein unverhoffter Sonnenstrahl und all' die weißen Spitzen und Fäden an Dach und Baum und der Elfen-schleier auf dem Boden flimmern plötzlich wie der Regenbogen. Und der gute Geist des Hauses, der Heimathgeist, steigt als kerzengerade Rauchsäule empor in die blaue kalte Luft und winkt dem auf dem Schneefelde verirrtten Wanderer unter's schützende Dach an den warmen Herd."

Juragis schwieg. Die Erinnerung an die Schönheit seiner nordischen Heimath war plötzlich so lebendig in seiner Brust geworden, daß er Alles um sich her vergessend in Thränen ausbrach, sich auf den Boden warf und heftig schluchzte: „O meine Mutter! o Margeita, meine Schwester! werde ich Euch in der lieben Heimath jemals wiedersehen?"

Freilich hatte der Knabe diesen wilden Schmerzscrei in seine Muttersprache ausgestoßen, aber die Thräne spricht alle Sprachen und sie fand ihren Weg zum Herzen der kleinen Südländerin. Liebevoll beugte sie sich über den Schluchzenden und sagte ihm alle Trostworte, die ihre Kenntniß des Französischen ihr eingab.

„Hast Du eine Mutter, schönes, kleines Mädchen?“ fragte Juragis endlich, als sie schwieg.

Die dunkeln Brauen des Kindes zogen sich finster zusammen und sie antwortete mit einem Ausdruck unterdrückten Grolles: „Nein! meine Mutter ist im Grabe und mein armer Vater auch. Die Frau, die ich Mutter heißen muß, ist die zweite Gattin meines Vaters.“

„Auch Dein Vater ist todt?“ fragte Juragis voll Theilnahme weiter.

„Es ist schon zweimal hohes Wasser gewesen, seit mein Vater im Grabe liegt, ich habe Niemanden mehr auf der weiten, weiten Welt, der mich liebt,“ entgegnete die Kleine, nun auch in Thränen ausbrechend.

Juragis streichelte sanft die dunkle, pfirsichweiche, feuchte Kinderwange seiner Gefährtin und sagte mit dem ganzen Ausdruck kindlicher Innigkeit: „Sag' das nicht, armes Mädchen, ich liebe Dich von ganzem Herzen.“

„Und wie heißt Du, fremder Knabe?“

„Juragis! und Du, liebes Mädchen?“

„Mariamne!“

„Das ist ein schöner Name und klingt fast wie der meiner Schwester: Margeita.“

„Ich habe nie einen Bruder gehabt.“

„Jetzt hast Du einen, Mariamne, Deinen Bruder Suragis.“

„Suragis ist auch ein schöner Name, schön und weich wie Dein Gesicht und Dein Haar, Suragis. Dein Haar glänzt wie Gold und ist fein, wie die Franze eines Cachemirshawls, noch feiner sogar.“

Sie sah ihn lange an und dann mit einem an Furcht grenzenden Staunen die Hände faltend sagte sie:

„Bist Du ein Engel, Knabe?“

„O nein, Mariamne, gewiß nicht, ich dachte von Dir, daß Du ein Engel oder eine Fee sein möchtest, weil Du so schön bist, aber warum magst Du so etwas von mir denken.“

„In der Kirche in Kiew ist das Bild eines Engels, das ganz aussteht wie Du, Suragis. In Kiew wurde mein Vater mit ihr getraut — mit ihr, die ich nicht Mutter nennen mag. Sie ist in Kiew geboren. Ich mußte den Vater von Smyrna dorthin begleiten, als er sie heirathete, vor vier Jahren etwa. Ich war kaum so hoch damals, als der Steinsitz hier. Mein Vater, weißt Du, war der reichste Kaufmann in Smyrna. Er war bleich und hager, aber so gut, und so sehr gut. Wir blieben nicht in Kiew, wir

kehrten auch nicht nach Smyrna zurück, wir machten eine große Reise mit vielen Wagen und Pferden, bis wir an's Meer kamen und da schifften wir uns ein und kamen erst nach Alexandrien und dann hierher, und wir waren noch gar nicht lange hier, da starb mein armer Vater."

Sie weinte von Neuem, und von Neuem streichelte Juragis ihre Wange mit liebevoller Theilnahme, und erzählte dann seinerseits, wie er die Mutter und die Schwester verlassen, um den Vater aus dem Himmel heimzuholen, und wie die Erde so groß sei und nirgend das ersehnte Thor, um in den Himmel zu gelangen.

Mariamne schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, Juragis, ich glaube gewiß, das geht nicht, in den Himmel zu kommen, ehe man gestorben ist, und von den Gestorbenen kehrt niemals einer zurück.“

„O, das mußt Du nicht sagen, Mariamne, das ist ganz falsch; ist nicht Christus zurückgekehrt und Lazarus — ist Dir das nicht auch in der Kinderlehre gesagt worden von Deinem Pfarrer?“

„Ich weiß nicht was Kinderlehre ist,“ entgegnete sie. „Von Christus und Lazarus das ist war, das hat der Vater mir noch gesagt, aber das ist schon lange her, und denke, was Die haben erleiden müssen.“

„O, wenn es nur das ist,“ rief der Knabe, „ich habe noch nie gesagt oder gedacht, daß ich mich vor Leiden und Schmerzen fürchte. Mögen sie mich nur an's Kreuz schlagen, mögen sie mich nur quälen; wenn Vater und Mutter dadurch wieder zusammen kommen und glücklich sind, dann will ich nicht klagen und gar nicht daran denken, daß irgend etwas weh thut.“

„O, Du bist gut, Juragis!“ sagte die kleine Südländerin und legte ihren weichen Arm um die Schulter des Knaben, neben dem sie im Grase saß. „Ich aber bin nicht gut, ich bin böse und denke nur an mich. Ich bin böse auf meine Stiefmutter, weil sie den Vater gern sterben ließ — ich weiß, daß sie ihn gern sterben ließ, — sie sagte: „„Ich bin erlöst,““ als er eben die Augen geschlossen; das sagte sie zu ihrer häßlichen, russischen Amme, die uns begleitet hat, und sie wußten Beide nicht, daß ich im Zimmer war. Ich weiß auch, daß sie einen andern Mann bald heirathen wird. Einen Russen, der sie schon in Kiew kannte. Er heißt Graf Fedor und war zweimal bei uns und jetzt ist er nach Kiew gereist — schon lange vorher, ehe die Franzosen hierher kamen. Erst wenn sie fort sind, kann er wiederkehren. Darum haßt auch meine Stiefmutter die Franzosen fast eben so sehr als mich.“

„O Mariamme, Dich haßt sie gewiß nicht,“ sagte Juragis und streichelte die Hand, die weich in der seinen lag.

„Doch, doch, Juragis. Sieh', ich weiß das Alles sehr gut, ich habe auch eine Amme, eben wie meine Stiefmutter, die sagt mir Vieles, und Vieles kann ich auch sehen. Mein Vater war ein sehr reicher Mann, so reich wie kein Anderer in Smyrna und Kiew und Kairo, und ich bin sein einzig Kind und seine Erbin. Haus und Garten und all' das viele Gold und all' die Kameele und Pferde und Alles gehört mir, und meine Mutter darf es nur so lange sie lebt mitgebrauchen. O, sie würde sich freuen, wenn ich stirbe!“

Juragis warf einen Blick umher auf den Garten, den Springbrunnen und alle Herrlichkeiten seiner Umgebung. „Das ist Alles Dein, Mariamme,“ sagte er dann mit einem Seufzer, „alles das Schöne hier?“

„Das und noch viel mehr, Juragis. In Smyrna und Kiew haben wir auch Gärten und Häuser und Edelsteine und Gold, o, so viel Gold!“

„Ich möchte es doch nicht haben,“ sagte Juragis nach einem kurzen Nachdenken.

„Nicht? Warum nicht?“

„Wenn mich Jemand darum hassen würde, so

möchte ich's nicht. Mann kann ja doch nur sich satt essen und ein Kleid auf einmal anziehen, und dieser schöne Garten gehört mir so gut wie Dir, wenn ich darin umhergehen und den Duft der Blumen riechen und Datteln sammeln und Drangen essen darf, soviel ich eben mag. Es muß sehr traurig sein, gehaßt zu werden."

„O sehr,“ entgegnete Mariamne.

„Ich habe kein Geld und keine Gärten, die Hütte meiner Mutter ist so elend, daß der Schnee hineindringt und ich weiß nicht einmal den Fleck in der großen Welt zu finden, wo sie liegt, aber sie lieben mich Alle und sind gut zu mir, selbst der Obergeneral, dessen Augen so funkeln wie die Sterne, nickt mir zu, wenn er mich sieht und seine Stern-Augen blicken milde, und Oberst Dufour nennt mich mehr als einmal: mein Sohn!"

„Oberst Dufour?“ sagte Mariamne nachdenkend, „das ist wohl derselbe, der täglich in's Haus meiner Stiefmutter kommt?“

„Heißt Deine Stiefmutter Madame Chanosjab?“

„So heißt sie.“

Die Kinder hatten nicht bemerkt, wie sehr die Nacht während ihres Geplauders vorgerückt war.

Jetzt aber sah Marianne ausblickend am östlichen Horizont den Purpurschimmer der Morgenröthe.

„Schau hin, Zuragis,“ sagte sie mit entzücktem Lächeln, „da öffnen sich die goldenen Thore des Himmels.“

„O, wer hinein fände, wer den Weg dahin wüßte!“ rief der Knabe aufspringend. Sein Auge glänzte, sein Herz schlug heftig, mit Glut kehrte der Gedanke an Vater und Mutter in seine Brust zurück. Die Hände faltend, das Haupt beugend betete er voll Inbrunst: „Herrgott! Herrgott! Zeige mir den Weg in den Himmel!“

Sechstes Kapitel.

Juragis fand allnächtlich Mariamne an ihrem Lieblingsplätzchen, und immer hatten die Gespräche der Kinder jenen eigenthümlichen, märchenartigen Charakter, der in der Auffassungsweise des Knaben begründet lag und dem Mädchen zusagte. Mariamne aber im Schooße des Ueberflusses, doch in einer liebe-
armen Familie erzogen, besaß weit mehr Weltkenntniß als ihr jugendlicher Genosse und eröffnete ihm durch Erzählungen von dem, was sie in Kiew und Smyrna gesehen, durch Beschreibung von dem Glanz und Reichthum ihres Hauses und besonders durch die scharfe Charakteristik ihrer Stiefmutter, eine Reihe von Bildern aus der wirklichen Welt.

Madame Chanosjah hatte sich ohne Liebe ver-

mählt und das Bild eines frühern Geliebten, eben jenes Grafen Fedor, während ihrer Ehe nicht in den Hintergrund ihres Herzens gestellt. — Mariamne hatte noch bei Lebenszeit ihres Vaters den Liebhaber zu den Füßen der Stiefmutter gesehen, sie hatte Küsse wechseln gesehen und der weibliche Instinkt, der ihr gesagt, daß die Frau ihres Vaters sündige, hatte sie auch darüber belehrt, diese Sünde zu verschweigen, aber sie haßte ihre Stiefmutter, sie haßte den Mann, der an die Stelle ihres Vaters treten sollte und nur über Eines war sie nicht klar — was machte der französische Obrist jetzt in ihrem Vaterhause, — Er geberdete sich wie ein Liebhaber und konnte doch ein solcher nicht sein. Madame Chanosjah haßte die Franzosen mit wüthendem Haffe und sprach dies in Abwesenheit des Obristen rückhaltlos selbst in Mariamnens Gegenwart aus.

Juragis hörte die Erzählungen seiner jungen Freundin von allen diesen Verhältnissen, ohne sich besondere Vorstellungen darnach zu bilden. Haß und Liebe in diesem Sinne waren ihm noch Worte, mit denen er keine Begriffe zu verbinden wußte. Ein einziger großer Gedanke nahm seine ganze Seele in Anspruch, und selbst die innige Glückseligkeit, die er bei seiner reizenden Spielgenossin fand, konnte seinen

Vorsatz, den Weg zu seinem Vater zu suchen, nicht in den Hintergrund drängen.

Die alten Soldaten sagten dem Knaben nicht selten, daß ihr General sie siegreich bis an's Ende der Erde führen würde, und dies Wort fesselte das seltsame Kind an den französischen Adler. Juragis wollte das Ende der Erde erreichen, und sein Wille besaß jene Berge versegende Kraft, die aus festem Glauben entspringt. — Tag auf Tag schwand ihm in Kairo und jeder Abend führte die Kinder zusammen.

Obrist Dufour ahnete nicht, daß sein Schützling sich so sehr in der Nähe befand, wenn er in den glänzenden Zimmern der Madame Chanosjah, der bildschönen Frau, von ihm erzählte.

Die Dame war der Angelstern im Leben des republikanischen Kriegers geworden, dem der orientalische Luxus des Hauses und die üppige Schönheit der Armenierin alle Gedanken Catonischer Philosophie verdrängte.

Madame Chanosjah zeigte sehr viel Interesse an den Kriegsoperationen der französischen Armee. Sie ließ sich von Dufour die Pläne früherer Schlachten beschreiben, sie sprach mit ihm über die möglichen Absichten des Obergenerals. Hiervon wußte der wackere Obrist freilich sehr wenig, aber was er wußte oder

vermuthete, verstand die Madame Chanosjah ihm so vollständig zu entlocken, als dies nur immer einer Armida oder Delila möglich gewesen.

Kairo war keineswegs ruhig während der Anwesenheit der Franzosen. Eine dumpfe Schwüle schien die Armee Bonaparte's auch geistig in diesem Glanzlande zu umgeben. Desaix schlug die Mamelucken unter Murad Bei bei Sediman und eroberte Oberägypten, aber dem Ungeheuer der Mamelucken-Herrschaft wuchsen wie einst der Hydra für jeden abgehauenen Kopf zwei neue.

Die beiden Kinder, deren Herzen in einander zu fließen begannen, wußten von Allem, was um sie vorging, sehr wenig, obgleich Beide ganz eigentlich im Mittelpunkt der Begebenheiten standen. Doch fühlte Mariamne mit recht weiblichem Sinne, daß etwas Unheimliches sich neben ihr vorbereite.

Juragis saß bei ihr in den ersten Tagen des Octobers; sie hatten sich in einen der reizenden Kiosks geflüchtet, an denen der Garten der Madame Chanosjah so reich war, und das Mädchen hatte nach Frauenart dafür gesorgt, daß es ihrem Genossen nicht an einer Erquickung fehle. Sie schälte eine Orange und hatte auf eine feine Glasplatte ihm

Trauben, Datteln und reife, dick von eigenem Zuckersafte überquollene Feigen gelegt.

Beide schwiegen schon eine Weile, die Luft war heiß, der Samum wehte von der Wüste her und selbst die Nacht erfrischte nicht die lechzende Welt.

„Deine Augen sind heiß, Mariamne, und Deine Wangen bleich und kalt,“ sagte Zuragis, seine Hand auf ihr Gesicht legend.

„Ich bin voll Angst, o mein Bruder,“ entgegnete sie, „ich habe etwas gesehen, etwas mir eben so schrecklich als die Schlangen, welche jene garstigen Pnyllen tanzen lehren, das Gesicht des Grafen Fedor.“

„Ich fürchte die tanzenden Schlangen nicht,“ sagte Zuragis. „Wenn sie den Pnyllen nicht schaden, so werden sie auch Niemandem sonst schaden können; man hat ihnen die Giftzähne ausgebrochen.“

„Das ist nicht so gewiß, Zuragis; aber gleichviel, wie es damit sein mag. Graf Fedor's Gesicht ist mir weit schrecklicher noch als die gezähmten Schlangen. — Heut ging ich zufällig in das große getäfelte Zimmer, in dem mein armer Vater starb. Es ist seitdem stets verschlossen gewesen, aber ich ging durch die kleine Thür, die ich zu öffnen verstehe. Ich trat ganz leise ein. Ein Vorhang scheidet die Nische, in der der Sarg stand, von dem andern.

Raum; da hörte ich zu meinem Schrecken sprechen — die Stimme meiner Stiefmutter! — „Fedor,“ sagte sie, „ich weiß nur sehr wenig, der Franzose ist nicht eingeweiht in die Pläne des corsischen Generals, der an der Spitze des Heeres steht; wenn aber Kaiser Paul den Aufstand mit Ernst unterstützt, so kann diesen Franzosen hier eine sicilianische Besper bereitet werden. Gold vermag viel und die Orientalen sind leicht zu entflammen.“ Die Stimme, die nun antwortete, war die des Grafen Fedor, doch flüsterte er nur leise, ich konnte seine Worte nicht verstehen, ich glaube auch, er sprach russisch, was ich nicht gut spreche, nur zuletzt sagte er laut und deutlich: „Für Deine Sicherheit, theure Kathinka, muß ich zuvörderst Sorge tragen,“ und meine Stiefmutter antwortete: „Fürchte nichts für mich, ich werde bei Dir sein und das genügt.“ Dann nach einer Weile, wo ich wieder ihre Worte nicht verstand, sagte sie laut: „Den Obergeneral tödtet ein fanatisirter Derwisch, der aus der Wüste bereits in die Stadt gekommen, und den Obristen, der Deine Eifersucht erregt, überlasse ich Deinem Dolche.“ — „Ich werde ihn binden und der Peitsche meines Hausmeisters übergeben,“ sagte er dagegen und die Worte zischten ihm zwischen den Lippen hervor. Ich hob die Gardine ein wenig auf, da saß

er auf dem Volster, auf dem ich meinen Vater so oft gesehen und meine Stiefmutter bereitete ihm Speisen zu auf dem kleinen Tischchen daneben. — Sage mir, Juragis, was machen diese Beiden? Böses ist es gewiß!“

„Ich verstehe das nicht, Mariamne,“ sagte der Knabe ernst, „aber ich werde es dem Obristen erzählen, mag der dann handeln, wie es recht und klug ist.“

„Er kommt heute früher als sonst aus der Gesellschaft der Stiefmutter,“ meinte Mariamne, „achte auf ihn, wann er heraustritt, ich gehe jetzt aus dem Garten, meine Stiefmutter versprach zeitig zu dem Grafen in den Saal zu kommen — „„ich will den Franzosen früh entfernen,“ sagte sie zu ihm.“

Sie ging und auch der Knabe ging und stand wartend an der langen, weißen Mauer, die von außen das Haus der Madame Chanosjah bezeichnete.

Juragis brauchte nicht lange zu warten, er sah, wie die kleine Pforte sich öffnete, wie Colonel Dufour heraustrat und durch die Straße schritt, vor sich hin die Marsellaise pfeifend.

Juragis faßte seine Hand.

Dufour zog sie zusammenfahrend zurück. „Du, Kind,“ sagte er dann mit seiner gewohnten Freund-

lichkeit — „was willst Du von mir, wo kommst Du her?“

Ruhig erzählte nun der Knabe dem erfahrenen Soldaten, was er von Mariamne gehört, sein gutes Gedächtniß ließ ihn kein Wort verdrehen; keinen Namen vergessen.

„Vossen! Vossen!“ entgegnete Dufour, dann aber an seinem Schnurrbart drehend, setzte er hinzu: „Und doch — und doch — „„Kaiser Paul!“““ sagte sie, „„Kaiser Paul?“““ — Dann nahm er den Knaben bei der Hand und sagte sehr ernst: „Komm mit mir, Kind, erzähle mir das Alles noch einmal in Gegenwart des Obergenerals.“

Sie gingen zusammen durch die lauten Straßen nach Bonaparte's Hauptquartier. Dufour schrieb auf ein Blatt, das er aus seiner Briefftasche riß, einige Worte und gab dies einer Ordonnanz. Einige Minuten darauf trat ein Offizier heraus und hieß den Obristen und den Knaben eintreten.

In einem Zimmer, dessen Fußboden mit schwarzen und weißen Marmorplatten ausgelegt war, und um dessen Wände sich Polster von hochrothem Seidenzeug hingen, saß Napoleon an einem mit Karten und Schriften bedeckten Tische auf einem nach europäischer Sitte geformten Stuhl. Ein Wasserstrahl,

aus einer Muschel in der Mitte des Zimmers empor-springend und in tausend Perlen zurück in das Becken fallend, verbreitete Kühle in dem Raume. Bonaparte trug die Generalsuniform und ein weißes Beinkleid. Sein kleiner Hut lag auf dem Polster, sein Degen stand daneben.

Er schrieb über den Tisch geneigt und sein schönes, noch jugendliches Gesicht war vom Schein einer Wachskerze hell beleuchtet und sah aus, als wäre es aus Marmor gemeißelt.

Einen Augenblick noch flog die Feder über das Papier, dann richtete er sein durchdringendes Auge auf die Eingetretenen und sagte: „Nun, Colonel, was bringt uns der goldhaarige Sphinx an Ihrer Seite?“

„Mein General,“ entgegnete der Obrist, „das, was der Knabe mir sagte, ist so eigenthümlich, daß ich es für meine Soldatenpflicht halte, es sogleich vor Ihr Ohr zu bringen, obgleich dadurch eine schwere Anklage erhoben wird gegen eine Frau, die — der — mit einem Worte, mein General — —“

„Stille,“ sagte Bonaparte, den Obristen am Ohrzipfel zupfend, „ich trage kein Verlangen nach Ihren Geheimnissen, das Räthsel aber an Ihrer Seite möchte ich wohl ergründen.“

Juragis begann seine Erzählung. Sie war unzusammenhängend und erst durch mannichfache Fragen wurden die beiden Offiziere über seine Bekanntschaft mit Mariamne, über die Vertraulichkeit der beiden Kinder und endlich über das, was seine Gespielin ihm heute mitgetheilt, ganz in's Klare gesetzt.

Napoleon schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Kaiser Paul,“ und schnippte mit dem Finger. „Wissen Sie, Colonel, daß Kaiser Paul Großmeister des Maltheiser-Ordens geworden ist und wahrscheinlich als solcher sich zum Bundesgenossen der Türken und Engländer erklärt hat?“ Ein kurzes Lachen schloß diese Erzählung, und dann begann er von Neuem sowohl Juragis als dem Colonel einzelne Fragen über die Verhältnisse der Madame Chanosjah vorzulegen.

„Rußland hat hier Agenten und Spione, das ist kein Zweifel,“ sagte er dann; „doch ist es möglich, daß diese Stieftochter ihre Mutter verläumdet. Colonel, Sie selbst müssen prüfen und forschen. Gehen Sie morgen zeitig zu dieser schönen Dame und Juragis möge die Tochter ebenfalls zeitig aufsuchen und diese bewegen, Ihnen noch am späten Abend den Eintritt in jenen Saal zu verschaffen; die Thüre, durch welche das kleine Mädchen heimlich hinein kann,

wird auch Sie einlassen, ich werde den Garten und das Haus umstellen lassen. Finden Sie nichts Verdächtiges, so ist das Ganze vielleicht Kindergeschwäg; auf alle Fälle müssen wir uns sichern.“

Colonel Dufour war die Rolle, die er zu übernehmen hatte, nicht ganz erfreulich. Seinem geraden Sinne behagte es nicht zu spioniren, und doch konnte er sich auf diesem Wege am besten überzeugen, ob das Weib — gegen dessen Charakter, trotz seiner Leidenschaft, ihm schon mancher Verdacht aufgestiegen war — über oder unter seinem Mißtrauen stand. Zudem, er konnte nicht anders, das Heil der Armee stand auf dem Spiele und nur zu gut wußte Dufour, daß ganz Aegypten eine Mine war und es nur eines zündenden Fadens bedurfte, die fanatische Bevölkerung in Flammen zu setzen.

Er ging an Mariamnen's Hand durch die geheime Thür, er hörte die Verabredungen seiner falschen Geliebten, er sah die Liebkosungen, die sie an seinen Nebenbuhler verschwendete. Suragis stand an seiner Seite, kaum athmend wie Mariamne, deren Augen in der Dunkelheit wie zwei Diamanten funkelten.

Den wildesten Grimm im Herzen verließ Dufour seinen Versteck. Nur der Gedanke an die Gefahr der Armee ließ ihn den Wunsch, den verräthe-

rischen Ruffen und das falsche Weib zu tödten, bezwingen.

Als er sich aber entfernt hatte, als die Nachtluft das Haar von seiner heißen Schläfe wehte und er, Juragis neben sich, in das Hauptquartier des Obergenerals eilte, sagte er zu sich selbst: „Sie ist ein Weib, also keines Schmerzens werth. Allons enfants x.“

Siebentes Kapitel.

Wie Napoleon den Aufstand in Kairo dämpfte, von dessen Herannahen er durch den lithauischen Knaben die erste Nachricht empfangen, erzählen die Berichte jener Zeit. Madame Chanosjah, Mariamne und Graf Fedor waren verschwunden, als ob die Erde sie eingeschluckt hätte. Obrist Dufour erhielt Generals-Rang bei dem Sturm von St. Jean d'Acrc. In der Schlacht am Berge Tabor ernannte Napoleon auf dem Schlachtfelde den Knaben Juragis zum Lieutenant und als er selbst Aegypten verließ, nahm er Dufour und Juragis mit hinüber nach Frankreich.

In Paris, wo tausend Aufregungen, tausend Pläne seiner warteten, vergaß er des kleinen muthigen, beharrlichen Kindes nicht; er ließ Juragis zu

sich kommen, um ihn den Händen eines Mannes, fast eben so berühmt als er selbst, zur Erziehung zu übergeben, und dieser Mann war Arago.

Als Juragis in die Wohnung des ersten Consuls geführt wurde, saß dieser neben einer Dame von mehr liebenswürdigem als schönem Aussehen.

„Sehen Sie, Josephine,“ sagte der Mann des Jahrhunderts und legte die schmale, feste Hand auf das blonde Haupt des kleinen Lithauers. „Dies ist nun das Kind, das vom Himmel gefallen zu sein scheint und durchaus in den Himmel zurückkehren will.“ —

„Ein schönes Geschöpf,“ entgegnete Josephine freundlich, „wollen Sie uns einige Worte in Ihrer Muttersprache sagen?“

Juragis erröthete. Er hatte so lange nicht diese theueren Laute geübt, daß er fast fürchten mußte, sie allmählig zu vergessen.

„Darf ich singen, Madame?“ fragte er schüchtern.

„Um so besser,“ entgegnete sie.

Und Juragis sang das Lied von den drei Schwänen. Allmählig ward seine Stimme, die Anfangs gezittert hatte, lauter und voller. Die lieben bekannten Töne regten die tiefsten Tiefen seines Herzens auf, und als er nun sang:

„Die Trauer der Braut drei Wochen war,
 Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr.
 Die Mutter hat die Trauer gepflegt
 Bis müde man sie in's Grab gelegt.“

da rannen seine Thränen unaufhaltsam und ein heftiges Schluchzen ließ seine Brust erbeben.

„Können Sie uns die Worte übersetzen, Lieutenant,“ sagte Josephine, die der reine Klang der Stimme und die Rührung des Knaben selbst gerührt hatte.

Juragis machte den Versuch und es gelang ihm über Erwarten.

„Das ist schön,“ sagte Josephine, „das Volk, dem Sie angehören, Lieutenant, hat echte Poësie.“

„Wir sind nur arme Bauern, Madame,“ entgegnete Juragis, „aber das Lied erfreut auch das Herz des Armen.“

Arago war indeß auch erschienen. Napoleon führte den Knaben zu dem berühmten Professor und sagte: „Dieser Herr wird Dich lehren, daß Du nicht von der Erde in den Himmel auf die Weise gelangen kannst, wie Deine kindischen Gedanken wähten. Doch hoffe ich, Du sollst unter seiner Leitung auch lernen, daß alle Wege auf Erden endlich in den Himmel führen, wenn wir immer muthig und gerade vorwärts gehen.“

„So sagte auch der Pfarrer Ostermeier,“ entgegnete Juragis mit bebender Stimme, „und das Wort machte mir Muth, den Kahn des reichen Donaleitis zu nehmen und darin über's Meer nach dem Abendrothe zu steuern“

„Das war nicht geradeaus, Juragis,“ sagte der erste Consul lächelnd, „die erste Regel auf dem geraden Wege in den Himmel ist die: Achte fremdes Eigenthum! Wer sie vergißt, kommt auch dem Himmel näher, aber meistens nur um so viel, als ein Galgen hoch ist.“ —

Jahre vergingen für unsern jugendlichen Helden nun in ungestörter äußerer Ruhe. Er benützte den vortrefflichen Unterricht, der ihm ertheilt ward, mit Eifer und Ernst, und bald konnte Niemand mehr in dem fleißigen, schönen und hochgelobten Schüler eine Spur von dem lithauischen Häuslerknaben erkennen. Nur der Ernst seines Wesens, die tiefe, schwärmerische Glut seines Blickes und ein gewisses Etwas, das wie Mondschein über einer blühenden Landschaft still und mild über dem blühenden Knaben lag, unterschied ihn vor andern begabten Altersgenossen.

Er wußte jetzt, daß er seinen Vater, wenn er wirklich todt war, nicht aus dem Himmel zurückholen

könne, aber er wußte auch, daß viele, die im Kriege für todt gelten, es nicht sind und heimkehren zu den Ihrigen. Es war nicht unmöglich, daß seinem Vater ein ähnliches Loos gefallen. Aber ach, wo war seine Heimath? Wo lag das Hüttchen seiner Mutter, wo spielte seine Schwester und gedachte sie auch noch des Bruders? Und neben diese Beiden stellte sich noch eine ihm theuere Gestalt — Mariamne! Sie blieb der Traum des Knaben, den er hinübertrug in's Jünglingsalter und mit allen Reizen schmückte, die seine Einbildungskraft zu verleihen fähig war.

Als der Krieg des Jahres 1806 zwischen Frankreich und Preußen erklärt wurde, hielten die Lehrer den Jüngling für reif, seine Leutenantsstelle einzunehmen. Die Kaiserin Josephine, die ihm stets ihr Wohlwollen bewahrt hatte, beschenkte ihn mit der nöthigen Equipage, und Juragis trat in das französische Heer, von Manchem beneidet wegen des persönlichen Antheils, den der allmächtige Kaiser dem Jünglinge bewies. Juragis Neigungen waren nicht kriegerischer Art. Er war mit einem Dichterherzen geboren und der Unterricht eines der größten Gelehrten seiner Zeit hatte die angeborene dichterische Naturliebe des Schülers zu höherem Interesse und Verständnis an jenen Wissenschaften gesteigert, die

unfehlbar bestimmt sind im Laufe der Zeit die Barbarei des Krieges vom Angesichte der Erde zu verdrängen: die Naturwissenschaften. Juragis war Chemiker, Astronom, Botaniker und Geolog mit einer wahren Leidenschaft, und lächelnd sagte er, als er von Arago Abschied nahm, daß er den Weg in den Himmel jetzt auf dem Pfade der Wissenschaft zu finden hoffe. Der junge Offizier stieg, wie die siegreichen Truppen vorwärts drangen, von Stufe zu Stufe, und als die Schlacht bei Jena geschlagen ward, warf eine Kugel, die den Arm des „Capitain Comte de St. Jure“ streifte, ihn zu Boden.

Es war seine erste Verwundung. Sie war nicht schwer, aber seine fast noch knabenhafte Jugend und Zartheit machten, daß er im heftigen Schmerz, im wilden Gedränge um ihn her das Bewußtsein verlor. Die Heereszüge gingen über ihn weg. Eine rauhe Octobernacht deckte ihren düstern Mantel über das weite, entseglliche Leichenfeld, und Juragis empfand, daß er lebte, erst wieder durch das Gefühl der Nässe und Kälte, das ihn erschauern ließ. Er hob sich empor, er blickte um sich. Ein schauerliches Bild, wohl geeignet, auch im kriegerischen Herzen einen Abscheu vor dem Kriegshandwerk einzulösen, umgab ihn. Stöhnen, wildes Schmerzgeheul, Flüche und Gebete

in allen Sprachen durchklangen von Zeit zu Zeit die nächtliche Stille. Geisterhafte Gestalten jagten hier und dort über die Ebene; verwundete und herrenlose Pferde waren es, die in wilden Sprüngen dahin rasten. Seufzer, Todesseufzer, deren gräßlichen Klang keine Stimme nachahmen, kein Wort beschreiben kann, schlugen an sein Ohr, und wie sein Auge sich mehr und mehr an das Dunkel der Nacht gewöhnte, erkannte er deutlicher die Masse der Leichen, die in tausend verschiedenen, gräßlichen Stellungen niedergesunken, verstümmelt, zerschmettert den weiten Kampfplatz bedeckten.

Des Jünglings Armwunde blutete und schmerzte, sein Kopf war wüst, sein Herz zum Springen voll. Die Heimath, die ferne, theuere Heimath, an die er lange nicht mehr mit hoffender Sehnsucht gedacht, stand vor seinen Augen; das Antlitz der Mutter, der Schwester holde Kindergestalt und sein kindischer Traum, durch die Pforten des Himmels eingehen zu wollen, der sich jetzt zu dem edlen, heiligen Vorsatz geklärt hatte, den Himmel in der eigenen Brust zu bewahren, ward wieder lebendig in ihm.

„O, er ist schwer und weit der Weg in den Himmel,“ seufzte Juragis, und dann fühlte er jenen brennenden Durst, die bitterste Dual des Ver-

wundeten. „Wasser, o nur einen Tropfen Wasser,“ klagte er leise.

„Kamerad,“ sagte eine Stimme neben ihm in deutscher Sprache, die er während des Feldzuges schon einigermaßen erlernt hatte und die ihm zu erlernen gar nicht schwer wurde, da er einzelne Worte und Redeweisen schon als Kind verstanden hatte, wenn auch nur sehr mangelhaft. Juragis horchte auf: „Wer lebt hier neben mir?“ fragte er französisch und wiederholte die Frage deutsch, als sie zum Erstenmale nicht beantwortet wurde.

„Hier, Kamerad, hier liegt ein Lebender; auf mir liegt eine Last, ein todt'es Pferd, denke ich, aber ich habe Branntwein in meinem Ranzen, den ich Dir geben möchte, wenn Du her könntest.“

Juragis richtete sich mit Kraft empor, und tappte nach der Stelle hin, wo er die befreundeten Laute gehört. Ein gräßlich zerschossenes Pferd lag auf dem Soldaten, der gesprochen hatte, aber es gelang der vereinten Anstrengung der beiden nur leicht Verwundeten, den unter dieser schrecklichen Last Begrabenen von derselben zu befreien, und nun labten sie sich Beide aus der Feldflasche des Preußen.

„Du bist ein Franzose, Kamerad?“ fragte dieser nach einer Weile.

„Französischer Capitain,“ war die Antwort.

„Thut nichts, trink, Kamerad, ich höre an Deiner Stimme, daß Du noch ein junges Blut bist; da, der letzte Schluck sei für Dich!“

Juragis trank und neue Kraft ergoß sich in seine Glieder.

„Nun vorwärts, Kamerad, wir wollen suchen zu Menschen zu kommen,“ sagte der Preuße.

Juragis war von Blutverlust erschöpft, er konnte nur langsam gehen; aber sein Gefährte, der einen leichten Hieb über den Kopf hatte, auf welchem das Blut zu verhärten begann, stützte ihn.

Der Morgen graute, als sie den ersten französischen Wachtposten erreichten. Juragis nannte seinen Namen, Graf St. Jure, der Liebling des Kaisers — die frohe Botschaft, daß er lebe, ging von Mund zu Mund, heitere Kameraden drängten sich um ihn, ein Wundarzt erschien und untersuchte seinen Arm und unterdeß stand der preußische Fusilier immer hinter ihm und betrachtete ihn mit liebevoller Theilnahme.

Juragis verlangte, daß man den Preußen bei ihm lasse, und so kamen sie zusammen in ein Lazarethzimmer. Der junge Capitain forderte nun, daß man seinen Gefangenen neben ihn bette, und auch hierin geschah sein Wille, und während der Tage, die sie

Beide in Unthätigkeit zubringen mußten, sprachen sie ohne Aufhören mit einander; denn Beide, obgleich an Alter, Lebensverhältnissen und Bildung unendlich verschieden, hatten in der Einsamkeit des Schlachtfeldes, umgeben von Todten und Sterbenden, eine warme Zuneigung für einander gefaßt.

Anfangs hatte der junge Graf St. Jure nur die Absicht, seinem Gefangenen den Labetrunk, dem er wahrscheinlich die Erhaltung des Lebens verdankte, zu vergelten und sich durch das Geyplauder mit ihm in der deutschen Sprache zu vervollkommen; später aber, als die Anhänglichkeit des rauhen Preußen an den jungen Franzosen den Charakter einer rührenden Innigkeit immer mehr zeigte, entschloß St. Jure sich, ihn als Diener bei sich zu behalten.

Es war ein Mann, der noch sicherlich nicht fünfzig Jahre zählte, aber sein Leib war von Narben so bedeckt, daß er ein Greis schien; besonders entstellten ihn die vielen Kopfwunden, die seine Gesichtszüge nach allen Richtungen verschoben hatten.

Ursprünglich mußte der alte Garceitis ein schöner Wienisch gewesen sein. Er hatte die Riesenhöhe, die eine Zeit lang den besondern Ruhm der preussischen Soldaten ausmachte. Sein Haar war noch immer lichtblond und schlang sich in seidenweichen

Locken um die narbenvolle Stirn und das Blau seines Auges war eben so rein als der Blick desselben treuherzig.

Garmeitis liebte, vergötterte seinen jungen Herrn, er konnte ihn Viertelstunden lang betrachten und seine Augen wurden dann feucht von Thränen. Er trug die französische Uniform ganz so ohne Gewissensbisse als er die preussische getragen. Das Soldatenleben war für ihn nicht Sache freier Wahl, sondern Zwang von Anfang an gewesen. Er war ein Bauer aus den östlichen Provinzen Preussens, und von Weib und Kind schon vor langen Jahren gerissen.

Juragis hatte alles Dies als Antwort auf seine Fragen von seinem alten Diener erfahren, ehe derselbe noch mit ihm Berlin erreicht hatte, wo Beide eine ziemliche Zeit mit dem Truppentheil, zu welchem die Compagnie des Grafen St. Jure gehörte, verweilten.

Es verstand sich von selbst, daß der Diener nicht ähnliche Fragen an den Herrn richten konnte, obgleich dieselben nicht selten auf seinen Lippen schwebten.

Zweierlei hatten Beide mit einander gemein. Die Geschicklichkeit ihrer Hände und die Leichtigkeit, mit der sie fremde Sprachen erlernten.

Der alte Garmeitis sprach in derselben Zeit

gelläufig französisch, die der Graf St. Jure gebraucht hatte, um deutsch zu erlernen.

Der französische Hauptmann Graf St. Jure, schön wie der jugendliche Antinous, Liebling des allmächtigen Kaisers, wohl unterrichtet, tapfer und gewandt, war nicht mehr der Knabe Juragis; aber die Redlichkeit, der schwärmerische Seelenzug und die Anhänglichkeit an die unbekannte Heimath waren ihm geblieben.

St. Jure war der Liebling der Damen, aber unter allen denen, die sich sichtlich um die Gunst des fast mädchenhaft schönen Jünglings bemühten, gelang es keiner, sich eines besondern Vorzugs zu erfreuen.

Der junge französische Offizier hatte eine ritterliche Artigkeit gegen das Geschlecht der Frauen, aber die Liebe war seinem Herzen fern, das zwei Dinge ganz erfüllten: wissenschaftliches Streben und unverlöbliche Sehnsucht nach seiner Heimath.

Viele, ja die meisten Versuchungen, die anderen Jünglingen gefährlich werden, hatten über ihn keine Kraft. Seine Zeit war getheilt zwischen seiner Dienstpflicht, sehr ernstlichen Studien seiner Lieblingswissenschaften, Musik und Poesie, die er mit Leidenschaft liebte und mit Geschmack übte. Der Gesang des jungen Grafen von St. Jure war berühmt nicht nur

unter seinen Kameraden, sondern auch in den Kreisen Berlins, die zu jener Zeit den französischen Offizieren gern geöffnet wurden, und er sang Lieder aller Sprachen, und sang sie mit gleicher Zartheit.

Himmel's*) süßes: „Hebe, sieh, in sanfter Feier“ tönte von seiner reinen vollen Baritonstimme eben so schön, als das begeisternde „Allons enfants“ seines alten Beschützers Dufour, der zur Zeit von ihm getrennt war, und die wilden Weisen des Orients, die er unter Aegyptens und Syriens Gluthimmel erlernt hatte, oder das Lied von den drei Schwänen, dessen süße Sprachlaute man in Berlin für Neugriechisch hielt.

Der alte Garmeitis war von Tage zu Tage mehr das Factotum unseres jungen Freundes geworden. Er besorgte seine Einkäufe, seine Wäsche, er putzte seine Pferde und Kleider, er staubte seine Bücher ab und stimmte seine musikalischen Instrumente, denn Garmeitis war auch so eine Art musikalischen Genies, und wenn sein Hauptmann abwesend war, saß er wohl Stunden lang und sang süße, klagende Weisen, deren weiche Mollaccorde dem heimkehrenden Jüngling, wenn er sie hörte, wie ein Gruß aus fernen Zeiten tönte.

*) Damals königl. preuß. Kapellmeister.

Wer indeß den Geist militärischer Disciplin kennt, wird sich nicht wundern, daß der junge Hauptmann und sein Diener nur selten miteinander sprachen.

Garmeitis vergötterte seinen jungen Herrn und St. Jure interessirte sich warm für den treuen Diener, der ihn nach dem Frieden von Tilsit erst nach Paris, später in jene traurig bekannten Feldzüge gegen Oesterreich, endlich auch nach Spanien begleitete.

Achtes Kapitel.

Die Geschichte jener wilden Zeit, in der ganz Europa ein weites Kriegstheater war, wo Menschenblut in Strömen floß und Ereignisse sich in der Wirklichkeit zutrugen, denen Niemand den Schein der Wahrscheinlichkeit wie den Träumen eines Novellisten einräumen würde, ist bekannt.

Wir brauchen sie hier nur so weit zu wiederholen, als sie von besonderem Einflusse auf das Geschick des Kindes waren, das mitten in dem wildesten Gebränge des Erdenlebens, sich treu und fest erhielt auf dem Weg zum Himmel.

Juragis hatte als Graf St. Jure eine Staffel kriegerischer Ehre nach der andern erstiegen, aber er hatte sich die Reinheit seiner Seele, die Anhänglichkeit an sein armes Vaterhaus und die Hoffnung, in

seinem bewegten Leben die Seinen wiederzufinden, erhalten. — Die Orden, die ihn schmückten, die hohe Stellung, die er einnahm, hatten ihn nie eitel gemacht. Wenn er sich aber die Möglichkeit dachte, als der, der er geworden, einzutreten in die Hütte seiner Mutter, da schlug sein Herz auf in unsäglichlicher Freude. Der Himmel war für ihn jetzt in der Heimath und den Weg zu ihr hoffte er doch noch zu finden.

Der Komet von 1811 stand am Himmel und die französische Heere im Herzen Rußlands.

Der Graf von St. Jure befand sich im Kreml in Napoleon's nächster Umgebung, als diesem die erste Nachricht von dem Brande der Hauptstadt gebracht wurde.

Es war die Todeslosung für Hunderttausende.

Jener furchtbare Rückzug begann, in dem Michel Ney, der Bravste der Braven, seinen Namen neben dem des Xenophon und Friedrich II. von Preußen in's goldene Buch jener Unsterblichen eintrug, die sich da bewährten, wo die Hoffnung selbst trauernd ihr Haupt verhüllt und ihre Flügel ausbreitend die Verlassenen ihrer eignen Kraft überließ.

Juragis befand sich unter dem Heertheil, den Dudinot commandirte.

Bei Smolensk erhielt er eine leichte Kopfwunde, die ihn indeß nicht hindern durfte, sich der Flucht des Heeres anzuschließen. Zurückbleiben war gewisser grauenhafter Tod.

Beim Uebergange über die Beresina streifte eine Kugel seinen Arm. Mit zwei Wunden, die keine andere Hand als die seines alten Dieners verband, dessen Körper Stahl zu sein schien, setzte der Jüngling seine Flucht fort.

Er besaß kein Pferd mehr, der Hunger und die Kugeln der Russen hatten die schönen Thiere, die Freude des jugendlichen Obristen, längst getödtet.

Das brechende Eis zerschnitt die Fußbekleidung des Wanderers und stückweise fielen die Stiefel von seinen Füßen.

Von einer Weide am Wege löste Garmeitis die Rinde und flocht seinem jungen Herrn Bastschuhe, zerriß sein eignes Hemd und wickelte die Streifen um die blutigen erfrorenen Füße des Jünglings, auf den sich schon längst alle Gedanken und Gefühle seines Herzens bezogen.

Rings eine weite, wilde Schneewüste lag die Welt vor den beiden Wanderern, die, seit Tagen schon von den übrigen Kameraden getrennt, einsam umher irrten. Gefallene Pferde, von deren Fleisch

die Unglücklichen sich das Leben rösteten, zerbrochene Lafetten, aufgerissene Pulverkarren und Leichen, Tausende von starren blutlosen Leichen bezeichneter ihnen den Weg, den die Armee genommen.

Juragis und sein Gefährte waren jetzt nicht mehr Herr und Diener, nicht mehr Obrist und Gemeiner, ihr Verhältniß hatte sich gleichsam umgekehrt. Ein kräftiger, allen Strapazen gewachsener Mann war der Führer, Schützer, Berather eines fieberkranken, verwundeten Jünglings.

Wenn die Fieberglut nachließ, wenn der Kopf des armen Juragis ein wenig frei und zu denken fähig war, tröstete ihn sein Gefährte und ermutigte ihn mit dem Zuspruch, daß sie sich Gegenden näherten, die ihm wohl bekannt, durch die er in frühern Jahren seines Lebens mehr als einmal gewandert sei, daß sie nun bald in seine Heimath kommen und dort einen mitleidigen Menschen finden würden, der sie zu Schlitten in sein armes, aber freundliches Hüttchen bringen würde.

Der franke Jüngling hörte das, es klang ihm wie Glockengeläute aus der Ferne und erkräftigte ihn zum bewußtlosen instinktmäßigen Weiterschreiten. Wenn sich Kosakenschwärme am Horizonte zeigten, verstand Garmeitis es, unter einem umgefallenen

Karren, neben einer zerbrochenen Kanone einen Versteck zu finden, und war die gefürchtete Erscheinung vorübergebraust, so munterte er seinen jungen Gefährten zu neuen Anstrengungen auf. — Ein Mittel erwies sich dazu ganz besonders kräftig. Es gibt ein lithauisches Liedchen, dessen Refrain lautet: „Drum vorwärts, vorwärts in den Himmel.“ Die Melodie dieses Liedchen durfte Garmeitis nur pfeifen oder singen, und sein erschöpfter, fast wahn sinniger Gefährte raffte sich zu neuer Anstrengung auf.

Neun Tage waren sie nun schon durch die unermessliche Schneewüste gezogen. Garmeitis erkannte, daß die Grenze Preußens ganz nahe war. Ein kleines Flößchen, das dem Niemen sein Wasser zuführt, diente ihnen zum Wegweiser.

In dieser Gegend, das mußte Garmeitis, stand der Edelsitz eines Ruffen, ein prächtiges Schloß, das er als Knabe nicht selten besucht hatte. Allerdings mußten sie es vermeiden, aber die Lage desselben konnte und sollte ihm zur Richtschnur dienen.

Ueber ihnen lag bleiern der schneeschwere Himmel, um sie her die Erde im düstersten Winterkleide. Hügelchen, wo der Schnee die Leichen ihrer Kammeraden mit dünner, weißer Decke verhüllt hatte, waren ihre einzigen Wegweiser.

Sie gingen vorwärts, immer vorwärts. Garmeitis die Heimath suchend, deren Nähe ihn erkräftigte; Juragis mit der traumhaften Erinnerung an seinen kindischen Vorsatz, den Himmel zu erreichen, und in dem todtrunden Haupt die dunkle fieberhafte Vorstellung, daß er sich unter schweren Anstrengungen dem Ziele nähere.

Von Zeit zu Zeit stützte er sich auf die Schulter seines Gefährten und murmelte einige Worte, die diesem zu seinem Erstaunen seiner eignen Muttersprache anzugehören schienen. Hunger hatte der Kranke seit achtundvierzig Stunden schon keinen mehr gespürt, und den Fieberdurst löschte oder betäubte wenigstens ein wenig Schnee, den der unermüdlche Freund ihm von Zeit zu Zeit an seine Lippen brachte.

So schritten sie weiter. „Vorwärts, vorwärts in den Himmel!“ sang Juragis mit den hohlen Tönen des Sterbenden, und dann murmelte er wieder leise vor sich hin das Lied von den drei Schwänen.

Garmeitis konnte sich nicht täuschen. Er hatte die Töne seiner Muttersprache im Munde des jungen Franzosen gehört und sein Herz schlug heftig.

Ein Hügel am Weg, von dessen Südseite die Winde Gottes den Schnee weggeweht hatten, bot

einen geschützten Rastort für die unglücklichen Flüchtlinge. — Hierher führte er seinen Kranken und bettete ihm das wunde matte Haupt auf seinem Knie und zog die Fäden seines zerrissenen Mantels über die Blößen des Landsmannes, dessen jugendliche Schönheit kein Schmerz, keine Krankheit hatten zerföhren können.

So ruhten sie. Der Sturm brauste über die weite Schneewüste, Raben flatterten über dem Haupte der Verlassenen. Der Abend begann seinen Fittig über die öde Welt zu breiten. Ueber Nacht fiel Schnee; Garmettis, der wetterkundige Küstenbewohner, sah dies und er sah auch, daß die Wolken am Himmel sich als ein Leichentuch über ihm und seinem Gefährten niedersinken müßten. Er schloß den Jüngling fest in seine Arme, ihm die letzte Wärme seines Herzens mitzutheilen. Der Schlaf lag schwer auf seinem Augenslide, er wußte, es wäre sein letzter! Wenn der Schnee über Nacht sie zudeckte, so wären ihre beiden fest aneinander geschmiegtten Leiber morgen, wenn des Tages Auge auf sie blickte, eben auch nichts Anderes als ein Hügelchen mehr auf dem weiten Schneefelde, auf dem sie schon an so vielen Tausenden vorübergegangen. — Ein bitteres Gefühl überfiel des Mannes Brust, als er dies

wahrnahm. Sie waren seiner Heimath so nahe. Wenn die Kraft seines sterbenden Gefährten noch wenige Stunden ausgehalten hätte, so mußten sie die Hütte erreichen, aus der Gewalt ihn vor achtzehn Jahren von der Seite seines Weibes gerissen. Garmettis wußte, daß er selbst noch Kraft genug haben würde, durch Nacht und Graus jenen Weg zu gehen, aber eine Macht, die größer war als alle Ueberlegung, hielt ihn fest neben seinem jungen Herrn. Ihn liegen lassen, dem einsamen Tode, den Wölfen vielleicht preisgegeben, deren Spuren auf dem Schnee der alte Krieger schon vielfach gesehen hatte. Unmöglich! — Die Anhänglichkeit an den stolzen, schönen, hochbegabten Jüngling, dem er nun schon in zwanzig Schlachten gefolgt, war stärker als Alles. Er zog das wunde Haupt des Theuern fester an sein Herz, er wickelte die blutenden Füße so gut als möglich in seinen zerlumpten Mantel, und fest entschlossen, mit ihm zu sterben, beugte er sich über ihn, küßte die bleichen zitternden Lippen und flüchtete, von aller Menschenhülfe verlassen, zu Gott, mit lauter Stimme das „Vater Unser“ betend in seiner Muttersprache.

Da öffneten sich noch einmal die Augen des Leidenden, eine flüchtige Röthe erschien auf der bleichen

Wange und deutlich und verständlich sprach er die heiligen Worte nach.

„Du bist ein Lithauer, o Herr, o mein theurer Herr!“ schluchzte Garmettis.

„Ich kenne nicht den Namen meines Heimathlandes,“ flüsterte Juragis, „aber Du betest in der Sprache meiner Mutter.“

„O und wie heißt Du, mein theurer Herr, wie nannte man Dich in der Heimath?“

„Juragis, und meine Mutter hieß Annaitka und meine Schwester Margeita und die nächste Stadt an meiner Hütte Klaipeda und unser Pfarrer Ostermeier.“

Der Alte schwieg. Er konnte nicht reden, heftige Schauer durchbebten sein Herz. Es war sein Sohn, den er in den Armen hielt. Sein schöner, stolzer, hochbegabter Herr, der ihm das Leben gerettet, war sein eignes, theures Kind. Er neigte sich über ihn und bedeckte sein Angesicht, seine theuern Hände mit Küffen. Sein einfaches Herz fühlte, daß der genug gelebt, der einen solchen Augenblick erlebte.

„Mein Sohn, mein Kind,“ sagte er endlich, als das heftig klopfende Herz ihm das Sprechen erlaubte. „Stirb in Deines Vaters Arm, der gern mit Dir zusammen in die Pforte des Himmels vor den Thron des Herrgotts treten will.“

Und unten am südwestlichen Rande des bleiernen Himmelsgewölbes webte die untergehende Sonne den Purpur und Goldsaum des Abendrothes. Seit vielen Tagen zum ersten Mal zerbrach die Kraft des glänzenden Tagesgestirnes den schweren Wolkenmantel und goß scheidend einen Strom blendenden Lichtes über die weiten Schneefelder, der Ruhestätte so vieler Tausenden, deren letzte Schritte in den Himmel so schwer, ach, so unsäglich schwer gewesen waren.

Fest umschlossen hielten sich Vater und Sohn und das brechende Auge des Jünglings sah jetzt, ganz nah vor sich die goldene Pforte, die er so lange, so sehnsüchtig gesucht, und warmer Frühlingshauch strömte ihm aus derselben entgegen, und Engelsköpfe, die er kannte und liebte, traten zu ihm und beugten sich über ihn und nahmen von ihm ab alle Schmerzen seiner Wunden und reichten ihm Nahrungsmittel und betteten ihn auf weiche Wolkenbetten und bestreuten sie mit duftigen Blumen. Er fühlte unendliches, himmlisches Glück, aber es war, als ob dasselbe nur an ihm vorüberschwebe in lichten Bildern, und eine Schwere, die er nicht besiegen konnte, ihn selbst fessele.

Er sah alle die Theuren, die er geliebt, Mutter und Vater und Margeita und Mariamne und den

würdigen alten Ostermeier, aber allmählig verschwanden diese theuren Bilder wieder. Die goldene Pforte des Himmels schloß sich, Dunkelheit umgab ihn, er fühlte den Schmerz seiner Wunden, er fühlte das Leid der Krankheit, er fühlte sich auf Erden, leidend, aber gepflegt von Liebe und Aufmerksamkeit.

Neuntes Kapitel.

Er stützte den gesunden Arm auf ein weiches, seidenes Kissen, und versuchte das Haupt zu erheben.

Eine freundliche Hand schlug, als er sich regte, den Vorhang seines Zeltes zurück und gestattete ihm so den Hinblick in ein Zimmer, das man durch rothseidene Gardinen verdunkelt hatte.

Er übersah mit einem Blick einen Raum, der mit allem Luxus des vornehmen Lebens ausgestattet war. Eine Uhr von Alabaster tickte und tickte mit gar traulichem Tone in einer Wändnische. Ein Tischchen stand unter derselben mit Arzneiflaschen bedeckt. Weiche Luft, warm und rein und von des Lenzes Blumenduft durchzogen, wehte um seine wunden Schläfe, und an seinem Bett saß auf einem Lehn-

sah seine Mutter in ihrer, ihm so bekannten lithauischen Frauentracht und drehte mit fleißiger Hand den feinen Hanffaden und die Spindel tanzte lustig auf den Blumen des orientalischen Teppichs.

„Mutter!“ sagte er leise, und die geliebte Gestalt beugte sich über ihn und legte das Kissen unter seinem Haupte glatt. Er küßte die Hand, und leise streichelte sie seine Wange und flüsterte: „Schlaf noch, mein Kind!“

„Ich kann nicht schlafen, Mutter, ich wache, sage mir, wo ich bin, und lege Deine Hand auf die meine, damit ich fühle, daß Du wirklich bei mir bist und nicht ein Traumbild, das bald zerfließen muß“

Sie that was er wünschte.

Wie warm war die harte Mutterhand, wie liebevoll das mütterliche Auge, aus dem Thräne auf Thräne leise auf das weiße Brusttuch rann.

„Sind wir im Himmel, meine gute Mutter?“

„Bei einem Engel sind wir, mein Sohn, aber noch auf Erden, wenn schon es selten genug ist, daß auf Erden sich die wiederfinden, die so lange getrennt waren.“

„Und wie komme ich hierher, meine Mutter, und was ist Traum, was Wirklichkeit von meinem Leben?“

Die Uhr in der Nische schlug mit hellem Klange neun mal.

„Abend oder Morgen?“ fragte Juragis.

„Morgen, mein Kind, Morgen und Frühling.“

Sie öffnete eine Flügelthür; ein weiter, blühender Garten zeigte sich den Blicken des glücklichen Kranken und das Gold der Morgensonne hüpfte und funkelte auf der Wassersäule eines Springbrunnens und brillantirte die Thautropfen an allen Grasspizgen und in allen Kelchen der Aukeln, die einen bunten Teppich zunächst vor der Thür des Gartensaales bildeten.

Er schaute noch mit entzücktem Blick in die Frühlingspracht hinaus, da trat durch eine Seitenthür ein lithauischer Bauersmann ein; er hinkte und sein Kopf war noch verbunden, aber er trug ein Theebrett mit Speisen, die vortrefflich dufteten, und Juragis wußte nicht nur, daß es sein alter treuer Diener sei, sondern er erkannte auch unter den Narben des zerfetzten Angesichtes die Augen und den Blick des Vaters, den er einst aufzusuchen, jene abentheuerliche kindische Reise unternommen hatte.

Es war indeß ein sehr irdischer und recht gründlicher Appetit, den unser junger Freund spürte, als die beiden Eltern unter tausend Liebkosungen und Schmeichelworten, an denen die Sprache des Lithauers so reich ist, ihr Kind mit Speise versorgten. Ein Becher Fleischbrühe und die Hälfte eines Huhns ver-

schwanden vom Angesicht der Erde, und dann legte Juragis sich sehr behaglich auf seinen Kissen zurecht, reichte eine Hand der Mutter und winkte mit der noch etwas schmerzenden, verwundeten dem Vater, sich neben ihm niederzusetzen, und war alsbald wieder in den Gefilden des Traumes, ganz unbekümmert, wie er an den Ort gekommen, wo es ihm so wohl geworden, daß er ihn gern für den ersetzten Himmel gehalten.

Als er nach einigen Stunden erwachte, saß eine andere ihm bekannte, theuere Gestalt an seinem Bette. Der Pfarrer Ostermeier, ein Greis jetzt mit silberweißem Haare, aber noch kräftig und vom Alter ungebeugt.

„Mein lieber, junger Freund,“ sagte er deutsch (denn mit seinen Eltern hatte Juragis sich der schönen und poetischen Muttersprache bedient), „wie die beiden Aerzte, die Sie behandeln, uns versichern, sind Sie gänzlich außer Gefahr, ja fast schon als genesen zu betrachten und fähig zu erfahren, was sich mit Ihnen zugetragen.“

Juragis zog die Hand seines ersten verehrten Lehrers an die Lippen, und der Alte lächelte, streichelte des Jünglings goldige Locken und sagte: „Der Graf von St. Zure ist also immer noch unser alter, lieber Juragis?“

„Immer, immer,“ entgegnete dieser.

„Nun wohl also, mein lieber Junge, höre mir zu. Du mußt wissen, daß ich vor ein Paar Jahren die Bekanntschaft einer jungen und sehr liebenswürdigen Dame machte, die Dich in Aegypten unter den Fahnen Napoleon's kennen gelernt. Ein Zufall hatte sie bei einer kleinen Reise in das Hüttchen Deiner Mutter geführt, in der man immer noch den verschwundenen Sohn betrauerte. Sie brauchte eine Dienerin, nahm dazu Deine Schwester, die ihr gar sehr gefiel und kannte zu unserem höchsten Erstaunen eine Menge lithauischer Lieder, obschon sie im Orient geboren und erzogen war.

Ein Wort gab so das andere und wir hörten so zuerst von Dir und Deinem Leben. Damals — es war vor dem Jahre sieben — gehörte diese Gegend noch zu Preußen. Die Dame brauchte einen protestantischen Geistlichen für ihre Dörfer und ich nahm die mir gebotene Stelle an und Deine wackere Mutter bezog ein Häuschen, das Banna Mariamme, die edle Herrin der Gegend, ihr einräumte, um in der Nähe ihrer Tochter zu sein.

Wir haben oft von Dir gesprochen, Juragis. Die edle Dame hatte auch viel, viel zu leiden gehabt. Waise und in den Händen einer grundbösen Stiefmutter, wollte man sie zur Ehe mit einem verruchten

Bösewicht zwingen. Panna Mariamne aber ist muthig und klug, sie stellte sich unter den Schutz des mächtigen Kaiser Alexanders, in dessen Lande sie große Güter besitzt und war bis vor zwei Jahren des erhabenen Herrschers Mündel.

Mit einer wackeren Matrone von guter Familie und ihrer alten Amme lebte sie nun theils hier, theils in Moskau, theils auf fernen Gütern in der Nähe von Kiew. Immer aber begleitete sie Deine Schwester, und stets kam sie gern hierher zurück, wo der Umgang mit Deiner Mutter und mit mir ihr Freude machte. — Beim Ausbruch des Krieges war sie hier, sie zog es auch vor, hier zu bleiben, da Reisen in die südlichen Provinzen durch das französische Heer unsicher waren und sie ohne den Schutz einer Mutter, oder eines Gatten ungern in Petersburg erscheinen mochte; sie fürchtete die Bewerber aus dem russischen Adel, gegen die sie einmal ein Vorurtheil hat. — Der fürchterliche Rückzug des französischen Heeres zeigte uns das menschliche Elend in allen erdenklichen Gestalten.

Panna Mariamne that was sie konnte, Hunderte ja Tausende der unglücklichen Flüchtlinge haben Nahrung und Kleidung an ihrer Thür gefunden. — An einem traurigen Abende des vorigen Winters, als die Heeres-

züge fast schon vorüber waren, saß die Mutter weinend bei mir und sprach von Dir und fragte Gott in heißem Gebet, ob Du auch unter den Armen gewesen, die der Schnee begraben, der in dichten Flocken niederfiel und felsam von einem glühenden Abendroth beleuchtet ward.

Da kam einer der Knechte zu uns und erzählte, daß draußen kaum fünfzig Schritte vom Dorfe zwei Franzosen sterbend liegen. „Es sind Vater und Sohn,“ sagte er, „obgleich der eine, der Jüngere, ein vornehmer Offizier, und der Andere ein gemeiner Soldat ist.“

Da fiel Deine Mutter mir zu Füßen und sagte ihr Herz zerbräche vor Kummer bei dem Gedanken, die Beiden sterben zu lassen, und so spannte ich meinen großen Leiterschlitten an und brachte Euch hierher. Auf dem Schlosse lag todtkrank ein französischer Obrist, eine Bekannter von Panna Mariamne, und sie meinte, Ihr solltet dieselbe Pflege haben wie der, und so brachte man Euch nach zwei Tagen in's Schloß. Aber schon am dritten, als er der Sprache mächtig geworden, erkannte Dein Vater seine Frau und fand in der Dienerin seiner Wohlthäterin seine Tochter, und Eltern und Schwester und alle Freunde pfl egten Dich; denn auch Colonel Dufour ist genesen, und obgleich gefangen und nach den östlichen Provinzen abgeführt, ist sein Loos doch nicht unerträglich, denn er ist gesund und

mit Geld reichlich versehen, und der Friede wird auch wiederkommen auf Erden und dann löst man ihn aus.

Deinetwegen aber hat Hanna Mariamne den großen und edelherzigen Kaiser angefleht. Du und Dein Vater seid auf einen Ufas Alexander's frei auf Ehrenwort, mit der Bedingung, auch im Fall völliger Genesung nicht die Waffen mehr zu tragen." —

So erzählte der Pfarrer Ostermeier und Juragis hörte zu, und es war ihm so selig, als nun seine Schwester eintrat und Mariamne, beide Jungfrauen, schön wie Raphael's Engel, und doch so verschieden in ihrer Schönheit, — und als er sich von weichen Armen umschlungen fühlte und noch einmal wäunte, die Pforten des Himmels vor sich geöffnet zu sehen.

Was noch weiter geschah — sollen wir es erst erzählen? —

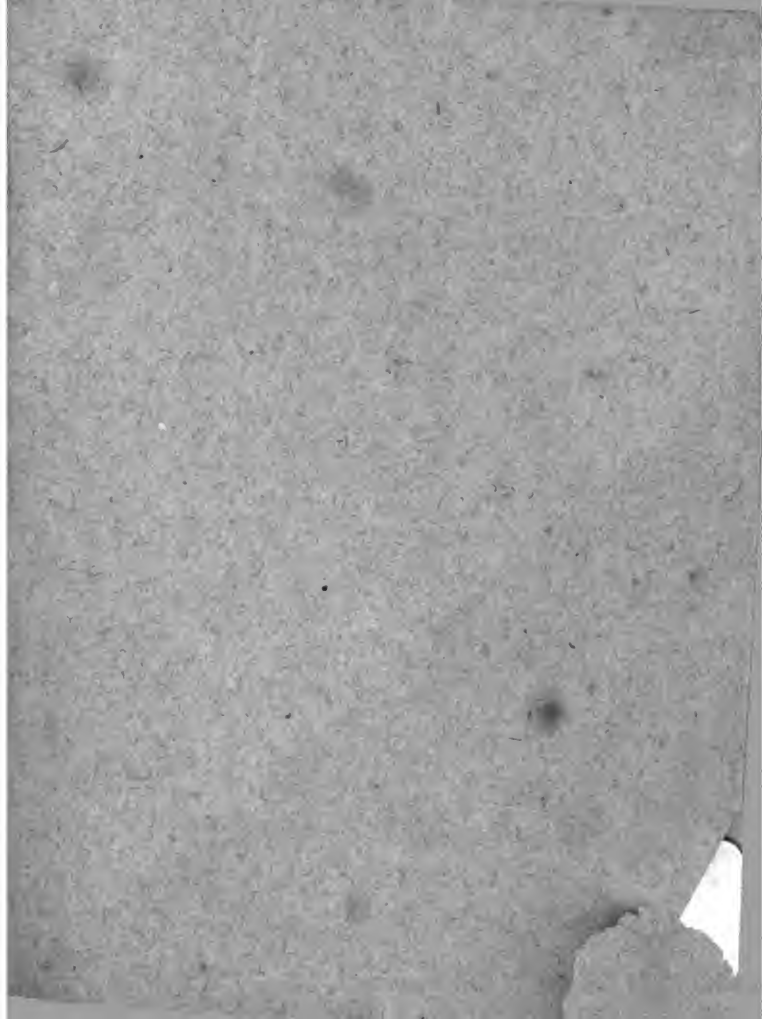
Der Graf St. Jure ist jetzt ein Greis und lebt mit seiner Familie auf seinen Gütern. Enkel von ihm dienen auf der Flotte Rußlands und im russischen Heer, es sind schöne Knaben, theils blond wie der Großvater, theils brunett wie die Großmutter gewesen sein soll, die jetzt freilich silberweißes Haar hat. — Auch einige Vettern von ihnen dienen dem

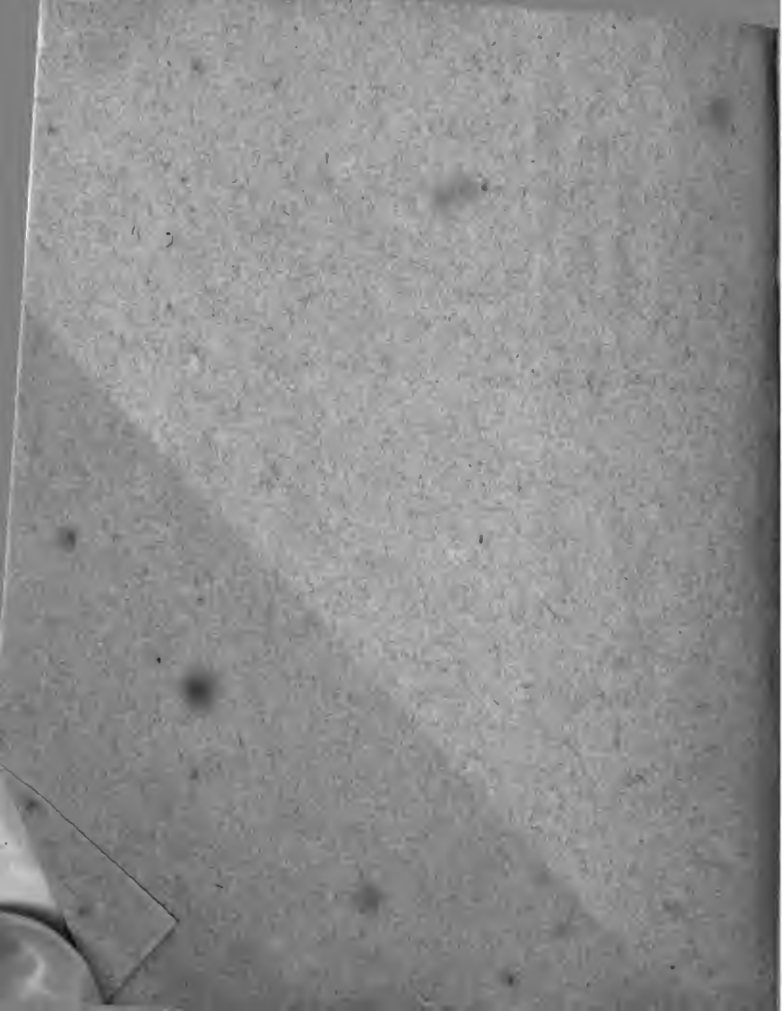
russischen Kaiser, ihr französischer Name Dufour hat einen guten Klang in den Ohren des allmächtigen Nikolaus, obgleich ihm sehr wohl bewußt ist, daß ihr Großvater, früher gefangen, ein Offizier der Kaisergarde, und ihre Großmutter ein liebliches lithauisches Bauermädchen gewesen.

Freilich, Obrist Dufour ist längst gestorben, aber seine Gattin erlebte noch Freude an den schönen Enkelknaben.

Auf dem Kirchhofe des Dörfchens, wo sie wohnt, ist das Grab ihres Mannes neben dem ihrer Eltern und des Pfarrers Ostermeier, und wenn sie mit ihrem Bruder dort weilt, so sehen sie Beide mit stiller Ruhe die rothgoldenen Ströme des Abendrothes sich hinter den schönen Bäume, die die Gräber schmücken, über den westlichen Horizont ergießen. — Sie hoffen nicht und fürchten nicht den Tod, denn sie kennen den Weg in den Himmel. —

Ende.





UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06659 7983



Digital



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06659 7983



